V. Fadrus
1925


# Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie

Arbeiten aus dem Gebiete der Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik

Herausgegeben von Dr. ALFRED ADLER

unter ständiger Mitwirkung von Dr. LEONHARD SEIF (München), Dr. FRITZ KÜNKEL (Berlin), Dr. WILHELM FÜRNROHR (Nürnberg), Direktor HERMANN WEISKOPF (Fürth-Zirndorf) und Dr. ALICE RÜHLE-GERSTEL (Dresden)

3. Jahrgang | Juni 1925 | Nr. 4


## Inhalt: Schulkinderpsychologie




**ERSCHEINT ZWEIMONATLICH**

ABONNEMENTSPREISE:

Für **Österreich und Ungarn:** ganzjährig Schilling 10·—. Für **Deutschland:** Goldmark 6·—. Für die **Tschechoslowakei:** Kč 100·—. Für das **übrige Ausland:** 18 Schw. Franken oder 3·50 Dollar

**PREIS DIESES HEFTES:**

**Für Österreich und Ungarn: Schilling 3·50. — Für Deutschland: Mk. 2·—. — Für das übrige Ausland: 5 Schw. Franken oder 1 Dollar**

**Österreichisches Postsparkassen-Scheckkonto: 198.971. — Postscheckkonto für Deutschland: 47.007, Postscheckamt München**

REDAKTION UND ADMINISTRATION:
WIEN, VI., JOANELLIGASSE 6

VERLAG INDIVIDUALPSYCHOLOGIE WIEN
VERLAGSBUCHHANDLUNG MORITZ PERLES, WIEN, I., SEILERGASSE 4
Für England und Amerika: Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd., London

# STÄNDIGE MITARBEITER

## DER INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE:

Dozent RUDOLF ALLERS (Österreich), ALFRED APPELT (München), Prof. FELIX ASNAOUROW (Argentinien), RICHARD BAYER (Österreich), FERDINAND BIRNBAUM (Österreich), Dr. JOSEF BLEYER (München), Prof. JURII W. CANNABICH (Rußland), J. VERPLOEGH CHASSÉ (Holland), Prof. DELGADO (Peru), Dr. DELTA (Griechenland), Dr. CHRISTO DUTSCHEWITSCH (Bulgarien), ANGELA ESSLEN (München), Dr. ALICE FRIEDMANN (Österreich), Prof. CARL FURTMÜLLER (Österreich), Prof. W. ERNEST HOCKING (Harvard University, U. S. A.), Miss MAY JACOBS (Boston, Mass., U. S. A.), Prof. JAEDERSHOLM (Schweden,) Dr. BRUNO KRAUSE (Dortmund), Dr. PAUL KURZWEIL (Ungarn), IDA LÖWY (Österreich), Dr. HUGO LUKACS (Österreich), Dr. STEPHAN v. MADAY (Ungarn), D. C. MARAIS (Cape Town, Südafrika), MARGARETHE MINOR (Österreich), Prof. HEINRICH MUTSCHMANN (Dorpat), Dr. OTTO NÄGELE (München), Dr. CARL NOWOTNY (Österreich), WILLIAM NUTTALL, B. Sc. Techn. (Rochdale, England), Prof. D. E. OPPENHEIM (Österreich), Dr. CESAR RUSSO (Österreich), Dr. Prinzessin ELEONORE SALM-SALM (Hamburg), Dr. ELSE SUMPF (München), Dr. EUGEN SCHMIDT (München), HEDWIG SCHULHOF (Tschechoslowakei), Dozent OSWALD SCHWARZ (Österreich), W. I. H. SPROTT (Cambridge, England), Dr. MANELIS TRIANDAPHYLLIDIS (Griechenland), Dr. KURT WEINMANN (München), Dr. O. E. WEXBERG (Österreich), Dr. ILKA WILHEIM (Österreich), Dr. FOLKERT WILKEN (Detmold), YVONNE E. WINSLOW (San Francisco, U. S. A.).

---

Aus eigener Kraft hat sich die Individualpsychologie, nur gestützt auf die wachsende Erkenntnis ihrer Anhänger und Mitarbeiter, Bahn gebrochen, und befruchtet seit Jahren die Gebiete der Pädagogik, Psychologie, Psychiatrie und Neurosenforschung, der Philosophie, Literatur und Kunstforschung sowie der Religionspsychologie. Im engsten Zusammenhang mit Massenpsychologie und Massenpädagogik, für die sie der sicherste Leitfaden ist, hat sie das Gebiet jedes im Leben wirkenden Menschen, die Menschenkenntnis, erhellt und auf eine wissenschaftliche, erlernbare Grundlage gestellt.

Die Aufgabe dieser Zeitschrift ist dadurch gegeben. Sie vermittelt in Originalartikeln unserer zahlreichen Mitarbeiter die gewonnenen Resultate aus der Erforschung der Kinderseele, der Persönlichkeit und der Masse einem internationalen Leserkreis. Sie schafft in kleineren Mitteilungen die Bausteine, die zum Ausbau der Menschenkenntnis nötig sind. Sie greift organisatorisch ein und unterstützt die bisher begründeten internationalen Arbeitssektionen, fördert ihre Erweiterung und verbreitet ihre Forschungsergebnisse. Sie sichtet die zeitgenössischen Leistungen auf dem eigenen Gebiete und nimmt kritisch zu ihnen Stellung.

Wir wollen beharrlich den Beweis führen von der tragischen Bedeutung der Herrschsucht und der Entmutigung, wie sie besonders in der Neurose und in der Verwahrlosung miteinander verbunden die Triebfedern abgeben, in allen anderen Erscheinungen des Kulturlebens zum Hemmschuh werden, bis wir ein allgemeines Verständnis dieser Tatsachen erzielt haben.

Die Arbeiten können in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinen.

---

III. JAHRGANG WIEN, JUNI 1925 NR. 4

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

# Schwer erziehbare Kinder und nervöse Erwachsene

Von Dr. ALFRED ADLER (Wien)

Am Ausgangspunkt unserer Individualpsychologie standen Versuche zu einer wissenschaftlichen Begründung der Menschenkenntnis und zu einer Erforschung des Kinderseelenlebens. Unsere damaligen Feststellungen über die grundlegende Bedeutung der Organminderwertigkeit, des Minderwertigkeitsgefühls, der seelischen Kompensation und Überkompensation, über das Schicksal des Gemeinschaftsgefühls, über die richtunggebende Wirkung des Leitideals sind heute eherner Bestand und wurden offen von allen psychologischen und psychiatrischen Schulen, manchmal mit wenig geänderter Terminologie, übernommen.

Manchen freilich unserer stillen Anhänger blieben diese Fundamente einer Seelenlehre tönendes Erz und klingende Schelle. Sie vermeinten gelegentlich, in ihnen Vorarbeiten zu sehen, während sie doch noch eine lange Strecke bis zum Verständnis der tieferen Zusammenhänge zurückzulegen gehabt hätten, und kamen über den Aberglauben einer kausalen Organbedingtheit nicht hinaus. Für andere mußten sie den Zierat abgeben, um obsolet gewordene Anschauungen zu verschönern, für manche die Sicherung, um wankende Theorien zu stützen.

Nur den Konsequenten und Intransigenten unserer Mitarbeiter ergaben sich die wertvollsten Erkenntnisse wie die Formen des irregeleiteten Geltungsstrebens, die besonderen Ausdrucksweisen der Entmutigung, der Fluch des Aberglaubens von einer angeborenen Begabung und der tröstende Hymnus des unversiegbaren Gemeinschaftsgefühls. Sie erkannten die Bedeutung nie rastender Schulung für die Lösung der naturgegebenen Aufgaben der Menschheit und fanden den Mut, den irrtümlich gesunkenen Mut anderer aufzurichten.

Ihnen erwuchs in ganz anderem Maße wie andern das Verständnis für mangelhafte Vorbereitungen des Kindes fürs Leben, und sie sahen in hellstem Lichte den Zusammenhang von offenen oder verschleierten Schwierigkeiten der Kindheit mit nervösen und anderen Verirrungen im späteren Alter. Die Tatsache des „omnia ad opinionem pertinent" enthüllte sich ihnen, die grundlegende Wirkung der Weltanschauung*) und vor allem die mangelhafte, irrtümliche Vorbereitung des Individuums bei schwer erziehbaren Kindern und Nervösen.

So verschmolz uns die seelische Dynamik beider, schwer erziehbarer Kinder und Nervöser, in eine einheitliche Lebenslinie, aus allzu niedriger Selbsteinschätzung gestaltete sich ein in die Irre gehender Geltungstrieb, und wir erblickten bei beiden

*) Siehe Wexberg: „Zur Psychopathologie der Weltanschauung", Zft. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie. Bd. XCVI, Heft 1/3.

Lebensformen statt geradliniger Aktivität und einer gesellschaftlich nützlichen Lösung der Lebensfragen eine ausweichende, zögernde Attitude, die egozentrisch mildernde Umstände suchte, um das Geheimnis eines vermeintlichen Unwertes zu verschleiern.

So verschmolz uns aber auch die Neurosenforschung mit Menschenkenntnis und Pädagogik. Die Individualpsychologie schmiedet das Band zwischen Psychiatrie und Pädagogik, zwischen Arzt und Lehrer fester, als es je zuvor geschehen ist. Unsere Vorlesungen und Schriften über Menschenkenntnis, unsere Erziehungsberatungsstellen liefern beiden ein Studienmaterial und eine nie zuvor gegebene Gelegenheit zur Prophylaxe der Verwahrlosung und psychischer Erkrankungen.

Das vorliegende Heft, ein kleiner Bruchteil individualpsychologischer Arbeit, gibt einen Einblick in die Zusammenarbeit und über die in weitesten Kreisen reifenden Früchte unserer Schule.

---

# Schulkinderpsychologie

Von ALFONS SIMON (Ingolstadt) und KURT SEELMANN (München)

## I.

## Der Unzugängliche

Motto: „Bisher haben die einen viel gewußt und zu wenig geliebt, die anderen viel geliebt und zu wenig gewußt; doch nur derjenige, der viel wissen und viel lieben wird, kann etwas wahrhaft Schönes und Großes für die Menschheit tun.“ (Mereschkowski.)

Schuljahrsanfang. Die bisherige 5. Klasse — zwölfjährige Buben — werden dem Lehrer als 6. Klasse übergeben.

Bruno D. fällt gleich auf: Er steht abseits von den anderen und überragt alle durch seine Größe und Kraft. Jeder darf sich seinen Platz zunächst selbst aussuchen. Er — der größte — setzt sich in die erste Bank, mitten unter die Kleinsten. Die vielen Förmlichkeiten am Anfang eines Schuljahres geben den Buben die Zeit, sich zu unterhalten und dem Lehrer die Möglichkeit, die einzelnen unauffällig zu beobachten. Bruno schwätzt viel und macht anscheinend Witze, denn auf jede seiner Reden folgt ein ausgelassenes Lachen seiner Umgebung.

Die gegenseitige Vorstellung beginnt. Seine Antworten auf die Fragen nach den Eltern und der Wohnung sind kaum verständlich; leise, flüchtig, undeutlich. Er setzt sich nieder und muß bald darauf gemahnt werden; es wird zu laut um ihn herum. Er zuckt zusammen, senkt den Kopf und starrt auf die Bank. Der Lehrer unterdrückt sein Erstaunen und übersieht absichtlich diese auffallende Wirkung der völlig ruhigen Mahnung. Wie er in ein paar Minuten wieder hinschaut, sieht er ein Paar feindlich-beobachtende Augen von unten her auf sich gerichtet. Sie senken sich sofort. Den ganzen Vormittag sitzt er so.

Bald kommt heraus, daß ihn die Klasse nicht mag. Er hat keinen Freund. In der Pause taucht er bald hier, bald dort auf — besonders gerne bei den Kleinen und Schwachen —, stört deren Freundeskreise und braucht seine überlegene Gewalt, wenn sie sich dem widersetzen. Der Lehrer spricht einmal nach der Schule mit ihm darüber. Er senkt den Kopf und starrt auf die Bank; es ist kein Wort aus ihm herauszubringen, man hat kein Anzeichen, daß er überhaupt hört, was gesagt wird.

Bei den stofflichen Wiederholungen, mit denen das neue Schuljahr an das alte anknüpfen will, ergibt sich, daß er hier völlig versagt. Er sagt entweder etwas so

Dummes, daß er von den Kameraden nach einer alten Gewohnheit ausgelacht wird, oder — noch häufiger — er senkt den Kopf und starrt auf die Bank.

In den nächsten Tagen schon wird er frech; er macht zum Unterricht irgendwelche dumme Bemerkungen. Seine Umgebung lacht darüber. Wenn der Lehrer ihn dann fragt oder zurechtweist, starrt er auf die Bank und schweigt.

Allmählich beginnt die äußere Ordnung in der Klasse zu wachsen: Gruppeneinteilung, Ordnungsmännerwahl, Ämterverteilung. Die Klasse tut freudig mit und arbeitet zusammen. Nur einer fügt sich ganz und gar nicht: Bruno D. Er spricht, wenn Schweigen gefordert ist, er bleibt sitzen, wenn er aufstehen soll. Ist er aufgerufen, schweigt er. Geht die Klasse über die Treppe, so stößt er seine Nachbarn aus der Reihe. Im Turnen ist er der einzige, der immer und immer die Ordnung stört. In alle Raufereien ist er verstrickt. Jeden Tag stellt er etwas Neues an; einen Kameraden wirft er die Treppe hinunter; in einem Augenblick, wo der Lehrer nicht im Zimmer ist, zerschlägt er den Zeigestab auf dem Kopf eines Mitschülers. Bei allen Zuredestellungen aber senkt er den Kopf und schweigt. Alles eindringliche Reden, alle Drohung und alle Güte sind dann machtlos. Man hat den Eindruck, er hört und begreift kein Wort.

Eines Tages ist es besonders schlimm. Er stört den Unterricht fortwährend; es vergeht keine Viertelstunde, daß er nicht „zufällig“ und geräuschvoll einen Federhalter, ein Buch, seine Schultasche aus der Bank fallen ließe. Beim Auflesen gibt's dann wieder Dummheiten. Ohne Unterbrechung führt er halblaute Gespräche mit sich oder seinen Nachbarn, die immer wieder mit einer kindischen, lächerlichen Wendung enden und von der Umgebung dann auch als Witz belacht werden. Dabei ist es so: Sieht er sich dabei vom Lehrer beobachtet, so schaut er nur weg, nimmt die Hand an den Mund und redet ruhig weiter. Jede Ermahnung hat dieselbe Folge — verstocktes Insichkriechen —, nur dauert dies mit jedem Mal kürzer, bis er sich wieder zurückfindet in das alte Fahrwasser.

Der Lehrer sieht sich nun am Ende mit seinen Erziehungsmitteln; eins bleibt ihm noch: der Stock. Weil alles — Tadel, Ermahnung, Zureden, Beschäftigung — ohne Erfolg geblieben ist, greift er zu ihm, als zur „letzten Hilfe“. Er wird aus einer Nachbarklasse zu leihen genommen. Hatte der Lehrer angenommen, Bruno werde die vier Schläge auf die Hand mit derselben verbissenen Wut und trotzigen Ablehnung, wie alles übrige, über sich ergehen lassen, so täuschte er sich sehr. Er schreit, was er kann und weint wie ein kleines Kind. Die Klasse — an solche Auftritte gewöhnt und auch außerordentlich erbittert auf den körperlich überlegenen Störenfried — lacht ihn aus. Der Lehrer verbietet dies und merkt, wie er damit die Strafe abschwächt.

Ein paar Tage geht es gut. Der Lehrer muß ihn zwar ein paarmal an den Stock erinnern, aber es geht. Nach vier Tagen ist es aber wieder beim alten. Also ihm Konsequenz beweisen! Der Stock wird wieder geholt; die Szene wiederholt sich. Der Lehrer macht ihn noch lächerlicher als einen unbeherrschten Menschen; „so groß und so empfindlich.“ Er aber sitzt wieder an seinem Platz und starrt teilnahmslos auf seine Bank. Nach drei Tagen ist auch der Erfolg wieder verraucht. Was bleibt zu tun übrig? Soll sich der häßliche Auftritt alle zwei bis drei Tage wiederholen? Wird etwas gebessert damit? Ein anderer Versuch; wenn er nicht mit uns arbeiten will, wenn er keinen guten Mitspieler macht, dann stellen wir ihn aus der Gemeinschaft, er wird in die letzte Bank gesetzt. Die Klasse verspricht, sich nicht mehr um ihn zu kümmern, nicht mehr zu lachen, wenn er — der alte große Kindskopf — seine dummen Sachen macht. So sitzt er nun stumpfsinnig in der letzten Bank, starrt vor sich hin und versucht seine Vorderleute auf jede Art zu stören. Die aber beachten ihn nicht; der Lehrer hat ein paar „Sichere“ auf diesen gefährlichen Posten gesetzt. Er beschäftigt sich auf seine Weise, verkratzt die Bank, verschmiert Buch und Heft, sucht viertelstundenlang unter der Bank herum usw. Das kann der Lehrer nun auch wieder nicht mit ansehen.

Er sucht im Schulbogen oder bei den früheren Lehrern einen Rat zu finden.

Der Schulbogen:

„Ein verschlossener Schüler; macht keinen günstigen Eindruck; beteiligt sich kaum am Unterricht. — Gleichgültig und unfleißig. — Ein leichtfertiger Charakter, der sich in keiner Weise anstrengte."

Der letzte Lehrer:

„Ich hab's aufgegeben. Mit dem ist nichts zu machen. Ich habe ihn gut behandelt — es ging nicht. Man muß ihn niederhalten."

Der vorletzte Lehrer:

Ich kann Ihnen auch nicht viel sagen. Zu mir kam er aus der Anstaltsschule F. Er hätte eigentlich bei uns damals in die 6. Klasse gehört; aber er kam nicht mit; seine Lücken waren ungewöhnlich groß; er kam sogar in der 5. Klasse, in die man ihn zurückversetzte, nicht mit und mußte noch eine Klasse tiefer herunter, zu mir in die vierte. Im ersten halben Jahre bekam ich von ihm keine Antwort. Er war gegen Strafe und Lob gleich unempfindlich. Also auch von hier keine Hilfe. In seiner Hilflosigkeit nimmt ihn der Lehrer wieder zu sich vor in die erste Bank. Die Umgebung wird in Brunos Abwesenheit in die Pflicht genommen, auf seine Witze nicht mehr einzugehen, um ihm vielleicht so beizukommen.

Bruno aber ändert sich nicht im kleinsten. Nach einem halbwegs friedlichen Tag läßt der Lehrer den Buben mit ihm heimgehen. Dabei versucht er, ihm ruhig klarzumachen, daß es gar nicht so schwer sei, mit dem Lehrer und den Kameraden auf einen guten Fuß zu kommen, daß die Klasse ihn eigentlich ganz gern hätte, und daß er allen — dem Lehrer, der Klasse und sich — alles immer wieder verpatze. Bruno war unzugänglich wie immer.

Im Heft schmiert er. So bekommt er eine Übungsaufgabe über Haus auf. Er macht sie nicht; nach der Schule muß er sie anfertigen. Er schmiert wie je; er muß es ein drittes und ein viertesmal schreiben, er bekommt Prügel — umsonst! Nicht die Spur von mehr Sorgfalt ist zu finden.

Also wieder gescheitert!

Er wird immer schlimmer. Weil die Klasse auf seine Witze nicht mehr eingeht, sucht er Gelächter zu erzwingen, durch möglichst hanswurstisches Benehmen. Wenn er bloß ein Stück Papier in den Papierkorb wirft, so macht er das so ungeschickt-komisch, daß es ihm wirklich gelingt, die Lacher wieder auf seine Seite zu bekommen. Ein einzigesmal gelingt es, ihn so zu interessieren, daß er dem Gespräch des Lehrers offen folgt. Man kommt zufällig auf die Arbeitslosigkeit zu sprechen. Da glaubt der Lehrer eine Gelegenheit zu einer scheinbar absichtslosen Einwirkung zu sehen. Es heißt dann ungefähr: „Heute hat der Arbeitgeber zu wählen; er nimmt natürlich nur die Besten. Wer in der Schule nicht arbeitet, hat schlechte Noten. Wer schlechte Noten hat, wird nicht aufgenommen. Wer nicht genommen wird, verdient nichts, wird anderen zur Last, wird nie selbständig, ist nirgends beliebt." Das machte ihm Eindruck. Für einen Tag ist es besser. Am anderen Tag ist es wie vorher. Die Erziehungsanstalt, die früheren Lehrer, so wie der jetzige, haben ihn nicht aus seiner Unzugänglichkeit, aus seinem Trotz, aus seinem passiven Widerstand bringen können, ein hoffnungsloser Fall. Es ging einige Monate so. Da brachte ein kleines Ereignis die Möglichkeit, einen Angriffspunkt an ihm zu gewinnen. Der Lehrer fährt täglich mit dem Rad zur Schule. Eines Tages meldet sich ein Bub, der das Rad putzen möchte. Der Lehrer zweifelte, ob er's denn auch richtig könne. Da schreit Bruno dazwischen: „Ich kann's, ich putz' es daheim immer." So bekommen es denn die beiden zum Putzen. Sie machen ihre Sache sauber. Daraus wird eine leise Verbindung zwischen dem Lehrer und Bruno. Der wird Radmeister, hat es in die Radkammer zu sperren, zu holen, zu ölen, zu putzen, aufzupumpen. Er macht es zuverlässig. Der Lehrer lobt ihn und wird aufgeschlossener. Wie der Lehrer eines Tages öffentlich sagt:

„Nun haben wir immer gemeint, der Bruno taugt gar nichts und jetzt ist er ein so tüchtiger Radmeister geworden“, da steigt auch sein Ansehen in der Klasse. Er weiß dies weiter zu steigern dadurch, daß er der halben Klasse nach der Schule von 11 bis 12 Uhr auf dem Rad des Lehrers, ohne dessen Wissen, das Radeln lernt.

Zur Belohnung für seine saubere Arbeit lädt ihn der Lehrer einmal zu sich ein. Beim Abschied hatte er sein größtes Mißtrauen und seine Unzugänglichkeit abgelegt. In der Schule führt er aber seine Hanswurstenrolle weiter; nicht mehr so ausschließlich wie früher und ganz, ganz allmählich in erträglicheren Formen.

Der erste greifbare Erfolg zeigt sich im Aufsatz. Eines Tages hat er vier Seiten aufgesetzt: „Wie ich einmal mit meiner Mutter auf dem Herzogstand war.“ Es war ein armseliges Gebilde. Es handelte viel von Bier und Wirtshaus, vom Geld und vom Essen. Er bekam eine aufmunternde Bemerkung darunter und ein öffentliches, ausführliches Lob. Das war der Anfang der Entwicklung, die ihm nach und nach im Aufsatz freier machte, so daß der Lehrer aus seinen Aufsätzen allmählich den ganzen Menschen begreifen lernte. So erzählt ein Aufsatz: „Von meinen Träumen. Es träumte mir, daß ich mit meiner Mutter auf den Bahnhof gegangen bin. Auf einmal war die Mutter nimmer da. Ich war ganz allein. Da hab ich einen Automaten gesehen. Da hab ich gesucht, und da hab ich ein Zehnerl gefunden. Da hab ich das Zehnerl hineingeworfen, und da ist der ganze Automat aufgegangen. Da waren lauter Bücher und ein Margarinewürfel drin. Ich hab alles herausgenommen und bin davongelaufen. Da ist der Bahnhofvorstand gekommen und hat geschrieen: ‚Haltet ihn auf, haltet ihn auf.‘ Da bin ich noch mehr gelaufen und bin davongekommen.“ Einen ganz ähnlichen Traum erzählt er einmal dem Lehrer im Gespräch: Er sei mit seiner Mutter in einem Geschäft gewesen. Da lag eine Wurst und er hatte Hunger. Kurz entschlossen packte er sie und rannte davon. Alle Leute ihm nach; Frauen, Kinder, Schutzleute und andere Männer. Schließlich kamen sogar berittene Schutzleute. Wieder schrie alles: „Haltet ihn auf! Der muß in eine Besserungsanstalt!“ Da lief er noch schneller. Plötzlich stand er an einem Bach und konnte nicht weiter. Obwohl er nicht schwimmen konnte, stürzte er sich hinein und kam drüben an. Schnell stieg er auf einen Baum. Kaum hatte er sich hinter den Ästen versteckt, ritten unten auch schon die ersten Polizisten vorbei. Lange saß er so „ganz allein“ auf seinem Baum. Erst im Schutz der Dunkelheit schlich er heim. Solche Verfolgungsträume, sagt er, hat er oft, „aber ich mag nichts mehr erzählen, ich bin froh, wenn ich davon nichts weiß“. Daß er es gerne sieht, wenn die Polizei überlistet wird, zeigt ein anderer Aufsatz: „Einmal fuhr meine Mutter über den Harlachingerberg hinunter, wo es verboten ist. Aber meine Mutter hat gerade zu tun gehabt, daß sie mit dem Rad um die Kurve gekommen ist. Meine Mutter ist immer zugefahren, aber drunten stand ein Schutzmann. Sie kann nicht absteigen, weil's so im Schuß ist. Der Schutzmann rief immer: ‚Halten, absteigen!‘ Meine Mutter sagte: ‚Gehn S' weg, sonst überfahr ich Ihnen.‘ Hinten kam mein Vater. Der Schutzmann fragte: ‚Kennen Sie die Frau?‘ Er sagte: ‚Nein‘, und fuhr meiner Mutter nach. In der Wohnung haben wir drei gelacht. Dann haben wir gegessen und haben uns ins Bett gelegt.“

Von häuslichen Dingen erzählt er:

## DER ARME NIKOLAUS.

„Es ist nicht lange hin, da kommt der Nikolaus. Er muß doch nachschauen, was mit den Kindern ist. Heuer wird er mir nicht viel bringen. Meine Mutter ist jetzt gerade arbeitslos und der Vater trinkt sich oft einen Rausch an. Darum sind wir so arm.“

Von Weihnachten schreibt er: „Von meinem Firmpaten habe ich ein Glaserl Punsch bekommen. Meine Mutter war auch droben. Und gutes Eßzeug habe ich auch viel bekommen. Wie wir den Punsch getrunken haben, dann haben wir Karten gespielt. Um 12 Uhr Mitternacht haben wir gehen wollen; da hat die Firmpatin gesagt: Wart noch ein bißl. Ich habe gewartet. Dann habe ich noch eine ganze Schachtel gutes Eßzeug bekommen. Da sind wir voll Freude heimgegangen.“

Zwei Aufsätze über seine Stellung zur Schule:

## MEIN ERSTER SCHULGANG.

„Wie ich in die erste Klasse gegangen bin, da hat immer meine Mutter mitgehen müssen, sonst wäre ich abgeschoben. Nachher hab' ich schon selber gehen müssen, weil meine Mutter in die Fabrik gegangen ist. Aber ich bin nicht in die Schule gegangen. Es war gerade Mittag. Da bin ich schon ohne Schulranzen und ohne Strümpfe heimgekommen. Dann ist es angegangen zu dreschen. Aber ich bin so gedroschen worden, daß ich mich nicht mehr ausgekannt habe, wo ich hinlaufen muß. Am nächsten Tag bin ich mit Fleiß nicht in die Schule gegangen, weil ich so gedroschen worden bin."

## WENN ICH GROSS BIN.

„Ich bin froh, wenn ich aus der Schule komme, weil ich in der Schule nichts kann. In die Lehre gehe ich viel lieber, weil man da ein Geld verdienen kann. In der Schule bekommt man nie Geld, sondern Noten. Wenn ich aus der Schule komme, dann schau ich jedes Mädchen an, ob es für mich paßt. Ich bin froh, wenn ich ein richtiges Mädchen habe, die mich gern hat, weil's allein doch nichts ist. Das Mädchen, wo ich meine, muß schwarze Haare haben, und gern muß sie mich haben. Und ich kauf ihr ein schönes Gewand, weil ich eine schöne Frau haben will. Rauchen und Biertrinken tue ich auch nie, da verbraucht man viel Geld. Wenn es Sonntag ist, dann geh ich mit meiner Frau alle Sonntag ins Gebirge. Dann kauf ich mir ein Paar Halbschuhe, eine Manchesterhose mit einem Gürtel, eine schöne Joppe und einen schönen Hut, daß sich meine Frau nicht schämen muß. Ich schau auch, daß ich eine tüchtige Hausfrau bekomme, die gut kochen kann. Dann geh ich einmal zum Herrn Lehrer S. und zeig ihm, daß ich wirklich eine Schwarze erwischt habe."

Zum Schluß noch einen Auszug aus einem sechs Seiten langen Aufsatz aus der Zeit in der Anstaltschule:

„Zuerst haben wir Schwestern gehabt. Die haben wir gern gehabt. Aber dann haben wir Klosterbrüder bekommen. Aber die waren richtig streng. Wie die Schwestern fort müssen haben, da haben wir geweint, weil wir gewußt haben, daß die Klosterbrüder kommen. Ein Bub hat eine Schwester direkt in die Finger gebissen, weil sie fortgegangen ist. Der hat dann Schläge bekommen. Aber die Klosterbrüder waren schon richtig streng. Einmal hat einer 14 auf das Hinterquartier bekommen, weil er etwas angefangen hat... wie es Nikolaus war, da kam ein großer Nikolaus. Der hatte einen großen Tatzenstecken bei sich gehabt. Aber den hätten wir nicht schierlich (nicht wenig) geforchten! Einen großen Buben hat es so geprügelt, daß er geschrieen hat, daß er gepfiffen hat, daß er um Verzeihung gebittet hat. Aber hat es bloß bekommen, weil er ins Bett gebieselt hat und schon so groß ist. So verging der Nikolaustag. Aber wir haben uns vorgenommen, daß wir nichts ins Bett bieseln... So viele Abfälle hat es bei den Schwestern nicht gegeben wie bei den Brüdern. Einmal habe ich Übergelegte bekommen, weil ich mein Taschentuch verloren hab. Wir sind einmal vom Feld heimgekommen, dann bin ich hinaufgegangen auf den Berg. Da ist ein großer Birnbaum gewesen. Da hab ich Prügel hinaufgeworfen. Dann hab ich meine Taschen voll Birn gemacht und bin in das Kloster heimgegangen. Aber mich hat ein Klosterbruder ausgesackelt. Soviel Birnen ich gehabt hab, soviel Prügel hab ich bekommen... Einmal haben wir zum Hopfenzupfen gehen müssen. Ich bin stehen geblieben, weil ich Herzstechen bekommen habe, weil ich erst in der 2. Klasse gewesen bin und die anderen so schnell gegangen sind. Da bin ich nicht mehr mitgekommen. Dann bin ich heimgegangen. Dann habe ich Prügel bekommen, weil ich nicht mitgegangen bin... Einmal habe ich Prügel bekommen, weil ich keine Seife gehabt hab. Die Seife hat mir der R. genommen, aber ich habe mir nichts zu sagen trauen... Einmal sind wir zum Erdbeerbrocken gegangen. Da hab ich einen schönen Platz gefunden und hab zu brocken angefangen. Die andern sind heimgegangen und ich habe nichts gemerkt. Da hab ich nicht heimgefunden. Da bin ich einfach grad zugegangen. Da haben sie mich schon gesucht und haben mich heim und haben mir Prügel gegeben, weil sie gemeint haben, ich hab durchbrennen wollen. Ich hab Hunger gehabt und hab auch nichts zu essen bekommen."

So offen er sich in seinen Aufsätzen gibt und so gut mit ihm auf dem Heimweg allein zu reden ist, in der Klasse ist er weiter der Hanswurst (nur um einige Grade milder), und bei Besprechungen oder Mahnungen fällt er immer wieder in sein altes, stumpfes, unzugängliches Starren. Die durch die Radgeschichte verheißene Besserung bleibt ganz an der Oberfläche haften — die Grundeinstellung bleibt die gleiche. Der Lehrer sucht nun — um vielleicht doch noch auf einen gangbaren Weg zu kommen — das bisherige Leben Brunos kennen zu lernen.

Die Mutter kommt einmal in die Schule, um den Buben wegen einer Krankheit zu entschuldigen. Sie ist eine blasse, abgehärmte Frau. Sie glaubt nicht, daß ihr Sohn etwas wert sei. „Man muß ihn mit Prügeln behandeln. Hauen Sie ihn nur," sagt sie, „wenn er es braucht. Arbeiten tut er ja, aber halt gar nichts lernen. Nur eines hilft bei ihm, die Drohung: Wart nur, du mußt wieder in die Besserungsanstalt." Was sich nun nach und nach von Brunos Leben in wirrem Durcheinander ergeben hat, sei hier gleich zusammengestellt.

Bruno ist außerehelich geboren. Sein Vater verließ seine Mutter. Sie ist Fabrikarbeiterin und empfand das Kind von Anfang an als eine Last — das Schicksal der meisten unehelich Geborenen. Sie gab es in eine Säuglingsanstalt. Sie erzählt, daß er schon als ganz kleiner Kerl immer frech gewesen sei. Die Säuglingsschwestern isolierten ihn beim Spiel von den anderen, den braven Kindern. Sehr oft wurde ihm gesagt: „Du machst uns gar keine Freude. Der liebe Gott mag so böse Kinder gar nicht leiden." Durch irgendeine nicht mehr aufzuklärende Ursache ist der Bub bis zu seinem fünften Lebensjahre in dem Säuglingsheim, das in der Regel ältere als Zweijährige nicht behielt, geblieben. Da nahm ihn seine Mutter heraus und übergab ihn tagsüber in einen Kindergarten. Er erzählt, wie es ihm dort gar nicht gefiel. Die Kinder mochten ihn nicht. Das Fräulein „erschreckte" ihn immer. Die Kinder lachten ihn aus. Er fing an zu schwänzen und trieb sich allein auf der Straße herum, fragte Vorübergehende um die Zeit und kam richtig heim. Die Mutter merkte lange nichts. Wenn sie etwas erfuhr, gab es Prügel. Er läßt's aber nicht.

Eine Erinnerung aus der Zeit:

## AUFSATZ: EINE EIGENSINNIGE GESCHICHTE.

„Meine Mutter sagte immer: Da hast eine weiße Milch. Da fing ich an zu weinen, weil es keine grüne Milch war. Nachher trank ich sie, weil meine Mutter sagte: ‚Es ist eine grüne Milch.'" Noch solch eine Geschichte. „Als ich einmal mit meiner Mutter fortging, kamen wir recht spät heim. Ich hatte recht Hunger. Als wir daheim waren, gab mir meine Mutter ein Zuckerbrot. Nun schrie ich und sagte, ich mag kein Zuckerbrot; ich mag eine Zuckersemmel. Dann warf ich das Brot zum Tisch herunter. Jetzt schimpfte mich meine Mutter recht, worauf ich von neuem schrie. Da kaufte sie mir eine Semmel, aber keinen Zucker gab sie mir. Sondern sagte: Den Zucker kannst du dir vom Brot runterkratzen. Ich geb dir keinen mehr, du Bengel. Ich war schon zufrieden, nahm einen Löffel und kratzte das Obere des Brotes weg. Dann mußte mir meine Mutter die Semmel auseinanderschneiden. Da hinauf legte ich dann den abgekratzten Zucker und aß es."

Er kommt in die erste Klasse. Alles geht wie im Kindergarten. Niemand mag ihn, der Lehrer nicht, die Kinder auch nicht; er schwänzt, die Mutter „drischt" ihn — ohne allen Erfolg. Wie sie schließlich ihre Machtlosigkeit einsieht, gibt sie ihn wieder weg. Sie übergibt ihn der Klosterschule F. Zuerst ging alles gut. „Aber da bin ich in die Schule gegangen, sonst hätte es auch Abfälle gegeben." Die Klosterschwestern, die die Schule leiteten, mußten zwar die Disziplin mit strengen Strafen aufrechterhalten, Eckenstehen, Entzug des Essens, auf einem Stück Holz knien, körperliche Züchtigungen — aber sie ließen doch auch wieder Mütterlichkeit walten. Als später die Anstalt von Klosterbrüdern übernommen wurde, fehlte auch dies. Bruno spricht davon in seinem Aufsatz.

Seine Mutter hatte inzwischen geheiratet. (Der Mann ist allerdings ein halbes Jahr später im Felde gefallen.) Da ging es ihr finanziell besser. Sie brachte ihm Hausschuhe, Strümpfe und einen Baukasten. Er freute sich damit sehr und legte alles auf seinen Platz. Am andern Tag hatten es ihm die Buben gestohlen. Er wagte es aber aus Furcht vor Prügeln nicht zu sagen. Er getraute sich aber auch nicht, die Sachen von dem Dieb, der ihm bekannt war, zurückzustehlen, wiederum aus Furcht vor Schlägen. Daß er von da weg möchte, getraute er seiner Mutter auch nicht zu sagen, weil er Angst hatte, sie könnte ihn bei der Schule verklagen und er würde wieder gestraft.

So bleibt er fünf Jahre in der verhaßten Anstalt. (Die zweiten fünf Jahre Anstalt in seinen zwölf Lebensjahren.)

Die Mutter nimmt ihn heim. In der Schule geht es schon wieder schlimm an. Statt in der sechsten Klasse, wohin ihn die Anstaltsschule überwiesen hat, weitermachen zu können, wird er nach kurzem in die fünfte und von da nochmal um ein Schuljahr zurück in die vierte Klasse gesteckt. Und selbst da kommt er nicht mit. Seine Lücken im Wissen sind zu groß. Außerdem ist von Anfang an kein Wort aus ihm herauszubringen. Der Lehrer frägt ihn ruhig. Er starrt auf die Bank. Der Lehrer schreit ihn an. Er starrt vor sich hin. Der Lehrer sieht Trotz darin und bestraft ihn. Bruno starrt und ist unzugänglich. Da läßt der Lehrer den Sonderling. Mit dem Lehrer meidet ihn die ganze Klasse. Allmählich wurde er den Kameraden gegenüber roh. Er verprügelte sie mit Leichtigkeit, war er doch um zwei Jahre älter und kräftiger. Damit kam er aber aus den Strafen nicht hinaus.

Der Lehrer, der ihn in der fünften Klasse übernahm, spürte gleich, daß er „typisch Verprügelter“ sei und versuchte, ihn mit Güte zu gewinnen. Bruno änderte sich aber nicht im geringsten. Die Geduld des Lehrers erschöpfte sich; er ließ ihn seitlich liegen. Bruno raufte viel und störte die Ordnung. Von Zeit zu Zeit gab's Strafe.

Seine Schicksale in der sechsten Klasse sind uns bekannt. Er wird heuer aus der Schule entlassen.

Seine unterrichtlichen Leistungen sind sehr schlecht. Im Rechnen beherrscht er nicht einmal das kleine Einmaleins. Sein Lesen ist schnell, ungeduldig, undeutlich, sich überhaspelnd. Ebenso ungenügend ist er in der Sprachlehre und im Rechtschreiben. Einzig im Aufsatz bringt er es zu Durchschnittsleistungen. Im Zeichnen und Schönschreiben ist Oberflächlichkeit und Unsauberkeit seine stärkste Seite. Seine ohnehin recht große Unbeholfenheit übertreibt er im Turnen bis ins Groteske. Was ihm unter den Fächern überhaupt gefällt, sind die Realien. Ihnen entnimmt er mit Vorliebe den Stoff zu den freien Aufsätzen. Ein knappes, abschließendes Urteil über sein Betragen:

Er stört auch jetzt noch die Ordnung in allen Dingen während des Unterrichtes dadurch, daß er sich allen Regeln in der Klasse widersetzt, daß er seine Kameraden auf alle erdenkliche Weise stört, sie kitzelt, stößt und zwickt, daß er jede Gelegenheit benützt, sich als Hanswurst hervorzutun, außerhalb des Unterrichtes dadurch, daß er immer und überall Händel sucht und sie als der Größte und Stärkste siegreich zu Ende führt.

Versucht der Lehrer, ihm auf den Leib zu rücken, so spielt er entweder den Schroff-Unzugänglichen oder aber — bei körperlicher Strafe — den Überempfindlichen.

Die Verhältnisse zu Hause sind, seit die Mutter vor kurzem einen Schnapstrinker geheiratet hat, denkbar schlimm. Die „Familie“ bewohnt ein Zimmer, in dem zwei Betten stehen, eines für die Eltern und das andere für ihn. Er erzählt, wie er oft seinen betrunkenen Vater mit Hilfe der Mutter auszieht und wie sie beide ihn ins Bett bringen.

Da erfährt der Lehrer zufällig von einem Kollegen von einer Erziehungsberatungsstelle, die sich solcher schwer erziehbarer Kinder annehme und auch für den schlimmsten Fall noch einen Weg bereit hätte, der Aussicht auf Besserung biete. Mehr, um sich das Bewußtsein zu geben, alles versucht zu haben, als die Hoffnung auf Erfolg, bestimmten ihn, hinzugehen.

Er fand da einen Kreis von Ärzten, Lehrern und Eltern, die in freier Arbeitsgemeinschaft die schwierigen Fälle durchberaten. Er wurde gebeten, einen Bericht über den Buben zu geben. Der Leiter der Beratungsstelle, ein Nervenarzt, sprach darauf mit dem Buben. Es kam nicht viel Neues heraus. Bruno erzählte, daß er

gerne lese und daß sein Lieblingsmärchen das von dem Ritter sei, „der die Frauen umbringt“ (Blaubart).

Nachdem ihm der Arzt wohlwollend und ermutigend zugesprochen hatte, wie er doch schon ein wenig besser geworden sei und wie bestimmt aus ihm noch ein ordentlicher Kerl werden könne, durfte er heimgehen.

Der Leiter der Beratungsstelle legte dann — aus dem Bericht des Lehrers und aus dem persönlichen Eindruck schöpfend, den der Bub gemacht hatte — die psychologische Entwicklung klar. Sie stellt sich im wesentlichen so dar:

Das Kind kam bald nach der Geburt in die Kost zu einer fremden Frau. Die mochte es gern und behandelte es gut. Nach dreiviertel Jahren konnte die Mutter das Kostgeld nicht mehr bezahlen und das Kind kam in eine Säuglingsanstalt. Hier in der Masse wird es sich beim allerbesten Willen nicht vermeiden lassen, daß in die Erziehung ein unpersönlich kälterer Zug kommt. Selbst die beste, liebevollste Schwester wird im Streben nach „Gerechtigkeit für alle“, und mehr noch im Drang der zuvielen Arbeit das nicht ersetzen oder auch nur annähernd erreichen können, was für uns in dem Wort Mutterliebe beschlossen ist. Die Richtung weg vom Persönlich-liebevollen, hin zum Schematischen, äußerlich ordnungsmäßig Ablaufenden liegt in der Natur der Massenerziehung. Dies Fehlen einer engsten, hier hingebenden, dort zärtlichen Verbindung muß in der nach Fürsorge und Zärtlichkeit hungernden Kinderseele eine fühlbare Unbefriedigtheit wachsen lassen.

Die Massenerziehung muß als Ziel möglichste Gleichartigkeit haben; als Weg dazu: Hausordnungen, Gebote, Verbote, gleichmäßige Gerechtigkeit. Wegen der damit immer mehr oder weniger verbundenen Neigung zur äußeren und inneren Uniform werden die individuellen Verschiedenheiten abgebaut, umgelenkt oder unterdrückt werden müssen. Der äußeren Ordnung und der allgemeinen Gerechtigkeit wegen wird dem kraftvolleren, tätigen Kinde nicht mehr Bewegungsfreiheit erlaubt werden können als dem schwächlichen, tatenlosen. Die Starken werden immer die Bremse mehr zu fühlen bekommen.

Dies wird natürlich auch in der Familienerziehung zum Beispiel unter ungleichen Geschwistern der Fall sein. Auch hier wird es eine gewisse Hausordnung, wird es Gebote und Verbote geben. Aber das verbindende persönliche Liebesband, das allein Gebot und Verbot in dem Alter zu rechtfertigen vermag, fehlt bei der Massenerziehung. Weil aber alles Gehorchen ohne die Gegenleistung von Liebe und Achtung den Gehorchenden in seiner berechtigten Selbstachtung verletzt, treibt Gehorchen um des Gehorchens willen leicht zur Abwehr und Auflehnung.

Bruno ist in der Zeit, die für die Stellung jedes Menschen zur Gemeinschaft durch sein ganzes Leben richtunggebend ist — zwischen ein und fünf Jahren — in Anstaltserziehung. Er, der in den ersten dreiviertel Jahren seines Lebens persönlich liebevolle Behandlung erfahren hat, der den Unterschied zwischen ihr und der unpersönlichen Massenerziehung besonders deutlich empfinden mußte, der körperlich sehr Gesunde und Starke gehört naturgemäß schon zu denen, die die bändigende und dämpfende Hausordnung besonders stark als Zwang empfinden mußten. Er war, wie die Mutter sagt, damals in der Anstalt ein „ungutes, wildes Kind“. Es ist also der Autorität von damals nicht geglückt, ihren Geboten und Verboten soviel Fürsorge und Liebe vorangehen zu lassen, daß im Kinde der verlangte und notwendige Gehorsam nicht als „Zwang“ empfunden wurde. Nach sicheren psychologischen Gesetzen kann aber Zwang nichts anderes als Gegenzwang erzeugen. Er wird zwar Schwache in dumpfen, geduckten, passiven Gehorsam zwingen können, aber Starke — wie Bruno — werden zum Trotz kommen. Besonders dann, wenn sie — wie Bruno — als die „bösen Kinder, an denen der liebe Gott keine Freude hat“, aus der Gemeinschaft hinausgestellt werden, die andern sind die Braven, er ist der Böse, also sind sie anders wie er; und wie oft

bestätigen die „Braven“ in ihrem Verhalten zu ihm seine Annahme, daß sie alle gegen ihn seien? Die entwertenden Urteile der Schwestern tun natürlich ihre Wirkung, müssen bei einem kleinen, unerfahrenen Menschen noch viel größere Wirkung tun als bei Erwachsenen. Wer von uns erträgt ein entwertendes Urteil auch nur von Gleichgestellten? Ein recht tiefes Beispiel: Ein Bekannter, der uns auf der Straße begegnet, sagt uns beiläufig: „Sie schauen aber heute schlecht aus — sind Sie denn krank?“ Wer wird dabei nicht leicht erschrecken, und — tief im Innern — bereit sein, es zu glauben, auch wenn er sich vor kurzem noch ganz gesund gefühlt hat? Die Einschätzung durch die Mitmenschen beeinflußt unser ganzes Denken und Tun eben doch weit mehr, als wir uns gewöhnlich eingestehen wollen. Wie soll nun gar so ein kleiner Kerl nicht völlig unsicher und mutlos werden, wenn ihm die Autorität — der Erwachsene — der alles weiß und kann, tagtäglich sein Bössein vorhält, sich dabei noch gar auf die allerhöchste Autorität, den lieben Gott, stützt? Warum sollte er in seiner gedrückten Lage anders angeben als wir Erwachsenen, wenn wir fortwährend getadelt, gemahnt, gestraft, aus dem Kreise der Tüchtigen und Guten hinausgestellt würden, so nämlich, daß er allmählich glaubt, daß er ungezogener, böser, schlechter ist als die anderen.

So wird er denn in den kommenden Jahren langsam, aber Schritt für Schritt aus der Gemeinschaft hinausgedrängt, in seinem Glauben an sein Können unsicher gemacht. Mit dieser wachsenden unsicheren Entmutigung geht Hand in Hand eine immer größere „Wildheit“, ein Sich-nicht-fügen in die Ordnung, ein Trotzigwerden, eine immer unleidlichere Roheit gegen die anderen Kinder.

Seine Stellung zum Kindergarten, in den er nun geschickt wurde, wird uns ganz klar, wenn wir uns überlegen, wie wir Erwachsene uns benehmen, wenn eine geheime Unsicherheit uns drückt. Wie sind wir ängstlich bemüht, den wunden Punkt zu verbergen, wie werden wir reizbar und ablehnend, wenn ihn der andere doch aufspürt, wie scheuen wir uns sogar von Heftigkeiten nicht zurück, wenn wir uns erkannt glauben in unserer geheimen Unsicherheit. Hat nicht alle Heftigkeit unter uns ihre Wurzel in unserer Unsicherheit, nach dem alten Wort: „Mein Freund, du hast unrecht, denn du bist grob.“ Ein Mensch, der seiner selbst und seiner Sache sicher ist, braucht den groben Ton nicht.

Jede unvoreingenommene Beobachtung an Kindern zeigt uns, daß sie — seien sie sonst von uns noch so verschieden — in diesem Punkt uns ganz gleichen. Auch sie suchen jede innere Unsicherheit zu verdecken durch Heftigkeit (Frechheit in unserer Sprache). Sie sind sogar noch schlimmer daran als wir, weil sie klein, schwach und unwissend sind — sich von Natur aus unsicher fühlen müssen und weil sie außerdem — bei ihrer geringen Lebenserfahrung — Entmutigungen von den ihnen Zunächststehenden (Eltern und Erzieher) so viel leichter zugänglich sind. Sie handeln noch auf „Treu und Glauben“. Im Kindergarten ist er schnell der Große und Dumme. Kein Wunder, daß er den Spielkameraden dort in allem unterlegen ist. Seine geistigen Fähigkeiten sind im Verkehr mit den höchstens Zweijährigen verkümmert. Die einzige Möglichkeit, mit in den Wettbewerb zu treten — seine körperliche Stärke — nützt er aus. Damit macht er die Niederlagen auf den anderen Gebieten wett. Dies bringt ihn natürlich wieder in einen Gegensatz zur „Ordnung“. Die Kinder „mögen ihn nicht“, benützen ihrerseits wieder jede Gelegenheit, ihre Überlegenheit zu zeigen, „lachen ihn aus“, die Lehrerin muß eingreifen, sie „mag ihn auch nicht“ — also Kampf auf der ganzen Linie, Kampf aller gegen ihn, wie sich's ihm darstellt. Er behauptet sich auf seine Art eine Zeitlang; durch Roheit und brutale Gewalt also. Dann aber gibt er die Sache auf; er hat doch nicht Mut und Kraft genug, den ungleichen Kampf fortzuführen: Er fängt an zu schwänzen! Der Kindergarten hat es also nicht vermocht, ihn aus seiner Entmutigung und ihrer notwendigen Folge, der kämpferischen Stellung zur Unterwelt zu erlösen. Im Gegenteil, er hat ihn weiter aus der

Gemeinschaft gedrängt und hat dem fünfjährigen Kind wieder einen sicheren Beweis geliefert, daß „alle“ gegen es sind. (Es hat ja noch nicht die Fähigkeit, das Gewicht der Erlebnisse abzuschätzen, und ist in seiner Unsicherheit geneigt, alles Schlimme zu sehr aufzubauschen.)

Aus der Erfahrung wissen wir, wie gefährlich solch eine Schablone ist: alle Menschen sind schlecht — alle Menschen sind gemein, alle Menschen sind feindlich gegen mich; wir bekommen mit solcher Einstellung wirklich nur die schlechten, gemeinen, feindlichen Seiten der Menschen zu sehen und zu fühlen. Die allermeisten Menschen geben ja die Seite, die wir ihnen ansprechen. Und wenn wirklich einmal einer die gute gibt, wo die feindlichere herausgefordert war, dann gibt es für den, der seiner Schablone von den „gemeinen“ Menschen nachjagt, so viele Möglichkeiten, doch Recht zu behalten. Die billigste ist, die Augen zu schließen oder zu sagen: Ausnahmen bestätigen die Regel, oder auch zu antworten: Ein „Idealist“, der nicht ernst zu nehmen ist.

Machen wir uns klar, daß Bruno in seiner Kindheit wohl wenig solche „Idealisten“ begegnet sind. Die Erzieher haben nur seine rohe, gewalttätige Außenseite gesehen und nicht die verursachende versteckte Unsicherheit und Entmutigung. Sie waren alle besessen von dem Drang, die Roheiten durch äußeren Zwang zu unterdrücken, den „Trotz zu brechen“; wie man ihnen bei ihrer Ausbildung mit auf den Weg gab; sie hieben nach der Methode Dr. Eisenbart die Hand ab, um das nervöse Zittern zu „heilen“, sie kurierten das Symptom und ließen die Krankheit weiterwuchern.

Die Mutter, deren Instinkt gewöhnlich ohne viel Theorie das Rechte trifft, Brunos Mutter war der Aufgabe, dem Buben aus seiner kämpferischen Stellung zu helfen, ganz und gar nicht gewachsen. Sie war viel zu schwach. Bruno hatte sie vom ersten Tag in der Tasche. Er bekommt seine grüne Milch und sein Zuckerbrot. Daß sie ihn dann wieder „drischt“, wo sie helfen sollte, das bestätigt nur ihre Hilflosigkeit.

So begibt er sich auf den Weg zur Schule: stark in seinem Glauben an sich erschüttert, mit den vielen schlimmen Erfahrungen beladen, wie ihn niemand gern mochte, wie sie ihn alle nicht in ihrer Gemeinschaft wollten, wie er überall nur „Feinden“ begegnet war, ganz in der Isolierung, der Große, der Dumme, der Ungeschickte, der weit Zurückgebliebene, der Freche, der Rohe. Wie freudig und mutig er geht, das zeigt die Tatsache, daß die Mutter immer mitgehen mußte, sonst wäre er „abgeschoben“. Daß es dem Lehrer dann auch nicht geglückt ist, dem Buben anders als ein „Feind“ zu erscheinen, gegen den man kämpft oder vor dem man ausreißt, das zeigt der Aufsatz „Mein erster Schulgang“ recht eindeutig. Glauben wir nicht, daß es noch nicht zu spät gewesen wäre, den Buben der Gemeinschaft zurückzugewinnen? Hätte man seine rohe, trotzige Außenseite als die Folge von Ursachen genommen, die erst noch klarzulegen sind, hätte man zuerst in sich alle Mittel der Güte hervorgeholt, es wäre gelungen. Dabei wäre nicht einmal viel Reden nötig gewesen.

Man hätte ihn als gleichberechtigtes Mitglied in die Spiel- und Lernkameradschaft aufgenommen, hätte ihm da an kleinen, schmackhaft gemachten Aufgaben seinen Mut wachsen lassen, hätte ihre Erfüllung öffentlich anerkannt, wäre seinen Fehlern und Untugenden gegenüber nachsichtig gewesen (nicht so sehr, weil man ja ihre tieferen Ursachen erkannt hätte), hätte die anderen Kinder einmal in seiner Abwesenheit für ihn interessiert und sie zu besonderer Kameradschaftlichkeit ihm gegenüber angeeifert und hätte ihn so langsam in der Gemeinschaft Fuß fassen lassen. Einige aufklärende Besprechungen mit der Mutter hätten auch zu Hause eine mildere Luft geschaffen. Seine Schablone: „Alle Menschen sind meine Feinde“, wäre löcherig geworden, auch ohne viele Reden, seine Unsicherheit wäre mit jeder bewältigten kleinen Aufgabe — die ihm in kluger Steigerung vorgelegt worden wäre — geringer geworden, und sein Trotz wäre damit langsamer oder schneller

verschwunden. Er wäre nun ja nicht mehr notwendig gewesen; der Bub hätte sich und anderen nun ja nicht mehr zu beweisen brauchen, daß er schon auch was kann, wenn's auch nur brutale Gewalt ist, er wäre auf dem rechten Weg, durch Leistungen in der Gemeinschaft zu der ersehnten und berechtigten Anerkennung gekommen.

Das ist aber alles ja nicht geschehen. Der Lehrer, der Bruno bekam, hatte mit ihm wie mit allen anderen die besten Vorsätze. Er versuchte es „im guten". Nun wird selbst wirkliche Güte an den schlimmeren Fällen meist scheitern, wenn ihr nicht Einsicht zur Seite steht, sie sehend macht für die Zusammenhänge und ihr Ausdauer und Beharrlichkeit gibt, wenn eine sichtbare Wirkung zu lange auf sich warten läßt. Wie sollten erst die üblichen Mittel der äußeren Einwirkung eine Umstellung im Buben bewirken können! Den inneren Kern im Kind bekam da der Lehrer mit allem guten Zureden, mit Mahnungen und Belehrungen und Drohungen und Strafen gar nicht zu fassen. Bald ging's in der alten Form weiter; der Bub war dumm, faul, frech, unbotmäßig, verstockt. Die beiden quälten einander eine Zeitlang, dann gab es der Lehrer auf; er kann ihn nicht unter den anderen brauchen.

Wieder ein paar Feinde mehr, wieder ein Stoß, hinaus aus der Gemeinschaft der guten, anständigen, braven Kinder!

In die Erziehungsanstalt!

Der durch liebeleere Massenerziehung und durch seinen Widerstand dagegen in seine Bahn gedrängte Bruno soll nun durch dieselbe Massenerziehung „gebessert" werden. Nein, nicht durch dieselbe Massenerziehung, damals waren kleine, unverdorbene Kinder in seiner Umgebung, jetzt sind es Verwahrloste aus allen Winkeln der Großstädte, in jedem Alter; damals waren Säuglingsschwestern für das körperliche Wohl der Kleinen bestellt, heute sind es Menschen, die wissen, daß die Zöglinge nur durch „straffste Zucht" und „nötigenfalls durch energische Strafen" auf den „rechten" Weg zu bringen sind; Menschen, denen — wie in unserem Fall — ein Übermaß von Arbeit die rechte Einstellung zu auch nur einer einzigen dieser unglücklichen Kinder beim besten Willen unmöglich macht. Außerdem sind erst so wenige über die schon einmal bezeichnete Einstellung hinaus, die sich über die Gemeingefährlichkeit der äußeren Symptome entsetzt, sich an ihrer Behandlung erschöpft und zur Quelle alles Übels gar nicht vordringt. Sehen wir das eben Gesagte nicht auf eine Art in dem einen Aufsatz Brunos von der Anstaltschule bestätigt, daß wir nach weiteren Beweisen wirklich nicht mehr verlangen? Wofür bekommt er nicht alles Prügel! Kann der „Erfolg" dieser Art Menschenbehandlung eindringlicher gezeigt werden, als Bruno es tut, wenn er erzählt, daß er den Diebstahl der Sachen, die ihm seine Mutter in die Anstalt bringt und mit denen er sich sehr freut, daß er das aus Furcht vor Prügel nicht anzuzeigen wagt, ja daß er sich's nicht einmal seiner Mutter zu sagen getraut?

So ist in diesen fünf langen Jahren die Entmutigung und als Folge davon die Unzugänglichkeit und die Verhärtung gegen alles erschreckend gewachsen, der Trotz gegen die Autorität nicht weniger als die Feindseligkeit gegen die Kameradschaft, die ihn bestahl und als Prügelknaben schob, so oft Gefahr für sie drohte! In dieser inneren Verfassung kommt er als Zwölfjähriger zurück zur Mutter und zurück in die Volksschule. Es wäre immer noch nicht zu spät, ihn in die neue Gemeinschaft zur gemeinsamen Arbeit zurückzugewinnen; drei Schuljahre liegen noch vor ihm. Da kommt die grausame Enttäuschung für ihn, daß er in wenigen Tagen zweimal zurückversetzt wird, aus der sechsten Klasse hinunter zu den Kleinen in die vierte. Das ist die erste Antwort auf seine schwache Hoffnung, es besser zu bekommen. Das muß ihn vollständig entmutigen. Er gibt es endgültig und vollständig auf, da noch mitzutun. Jetzt weiß er es sicher: Alle Menschen sind ihm feind, kein Mensch mag ihn. Er hat in seinem Leben nichts anderes erfahren, er kennt nur die schlechte Seite der Menschen; sie haben ihn immer wieder

von sich gestoßen und aus ihrer Gemeinschaft gedrängt; er hat unter ihnen Mißerfolg über Mißerfolg erlebt.

Was vermögen gegen diese festbegründete Ansicht die nun sich bemühenden Lehrer auszurichten? Wie schnell sind auch ihre Versuche, in Güte ihm nahe zu kommen, vorbei! Ein paar freundliche Ermunterungen, einige Versuche, seine bodenlosen Lücken im Wissen notdürftig zu füllen. Wenn es lang dauert, sind es vier Wochen, bis jeder Lehrer in seiner Hilflosigkeit unsicher und mutlos und ärgerlich wird, bis er es in dem Geiste der Unsicherheit zu versuchen beginnt, mit Strenge, mit Güte, mit Tadel, mit Ermunterung, durch Heranziehen, durch Hinausstellen.

Nicht länger als vier Wochen — zu einer Sache, die zehn Jahre gebraucht hat, bis sie so wurde! Dann ist er „der verschlossene Schüler", der keinen günstigen Eindruck macht, oder der „leichtfertige Charakter, der sich in keiner Weise anstrengt", oder „der, mit dem nichts zu machen ist, den man niederhalten muß", oder „der, von dem man nicht viel sagen kann, der gegen Strafe und Lob gleich unempfindlich ist", im ganzen: „Ein hoffnungsloser Fall."

Nach den vielen Enttäuschungen und Mißerfolgen in seinem Leben muß sich der Bub auch als solcher fühlen. Er hat gesehen, daß er wirklich schlechter ist als die anderen, daß sie mitkommen und etwas können und er nicht, daß der Lehrer sie mag und ihn nicht, daß alle Leute sie gut behandeln und ihn nicht. Er steht in der Vereinzelung. Der gerade Weg, um zur Selbstachtung, dem zum Leben Wichtigsten, zu kommen, scheint ihm vermauert. Er sähe ungefähr so aus: Kleine, kindliche Leistung bringt Anerkennung, reizt zur Wiederholung und Steigerung, so fortschreitendes Wachstum, begleitet und befördert durch die Liebe und Anerkennung der dazu Berufenen. Dies ist aber bei ihm nicht möglich. Er ist der Hoffnungslose.

Glauben wir nun wirklich, ein Mensch könnte sich selbst so aufgeben, daß er sich als hoffnungslos ansieht, daß er, ohne Selbstachtung weiter zu leben vermöchte, daß er sich dabei beruhigte: Mir ist der Weg zu allem versperrt. Das ginge gegen den Trieb zur Selbsterhaltung. Nein, in dieser äußersten Bedrängung erwächst gerade ein Drang zur Selbstbehauptung um jeden Preis, zur Selbstbehauptung mit allen Mitteln, zur Selbstbehauptung auch auf krummen Wegen, wenn einem der gerade versperrt scheint. Je gedrückter seine Stellung wird, desto größer wird der Hunger nach Geltung und Anerkennung.

Auf krummem Wege also!

Einer dieser Wege, durch Selbstbehauptung zu Geltung zu kommen, ist, einen Lehrer nach dem andern scheitern zu lassen. Alle bemühen sich anfangs um ihn, suchen alle ihre bewährten Mittel hervor, werden allmählich unsicher, nervös, und bald erlebt er es, daß er triumphieren kann. Der Lehrer bemühte sich um ihn, der hatte ein Interesse, mit ihm auszukommen, der versuchte ein Mittel nach dem anderen, der war der Werbende, sich Bemühende, auf Mittel Sinnende, zuletzt der Hilflose, er aber der Ruhende, Abwartende, Umworbene, der Stärkere! Dabei ist es ein wirklich begründetes Gefühl der Überlegenheit über den Lehrer. Auch für den unbefangenen Zuschauer ist der ruhig-trotzige, unzugängliche Bursch dem ärgerlich-lauten, schimpfenden und schlagenden Lehrer überlegen.

So erweist sich die trotzig-verschlossene Haltung als eine sichere Waffe gegen den Lehrer, als ein gutes Mittel, die Überlegenheit über ihn zu erlangen. Nebenher fällt noch ein Erfolg dieser Taktik ab: Die vielen Entmutigten in der Klasse belohnen seinen Kampf gegen den Lehrer mit stiller oder auch ausgesprochener Anerkennung. Alles, was viele so gerne möchten, wozu ihnen aber der Mut fehlt, das tut er. Ihm bringt dies die Bestätigung seiner Überlegenheit über den Lehrer ebenso wie über die Kameraden. Der Beifall der anderen bestärkt ihn, so weiterzumachen, und läßt ihn auch die Folgen leichter tragen. Daß er der Klasse k ö r p e r l i c h überlegen ist, befriedigt seinen Geltungsdrang natürlich sehr. Hier im Körperlichen kann er die Niederlagen auf dem Lerngebiet leicht ausgleichen. Er tut es ja auch, wo sich

Gelegenheit ergibt; die Lehrer sagen ja, daß er bei keiner Rauferei fehlt, daß er wegen jeder Nichtigkeit grob und tätlich wird.

Es kann nur den gleichen Sinn haben, sich in seiner Überlegenheitsrolle zu bestärken, wenn er sich bloß mit den Kleinen abgibt, wenn er sich freiwillig unter ihnen seinen Platz wählt. Bei ihnen gilt körperliche Kraft mehr wie bei den Großen, hier ist er noch müheloser Herrscher als bei den anderen.

Noch so ein krummer Weg, der ihm die Anerkennung einbringen soll, die ihm auf geradem nicht erreichbar scheint, ist das Spielen seiner Hanswurstrolle. Er zeigt den anderen damit, daß er etwas tun kann, was ihnen fehlt, und wenn es dann heißt: lernen kann er nicht, aber Spaß machen, dann ist es für ihn schon etwas Der lachende Beifall, den er mit seinen Dummheiten erzwingt, tut seiner Geltungssucht wohl. Natürlich ist er auch, wie die meisten unsicheren Menschen, ein Aufschneider.

Hier begnügt er sich freilich schon mit dem S c h e i n der Ü b e r l e g e n h e i t; aber für seinen Hunger nach Geltung ist jede Gelegenheit gut genug, sich über die anderen zu stellen. Daß er mit seinen Hanswurstereien und Aufschneidereien nur bei den ganz Dummen etwas erreicht, daß er bei den anderen fast immer das gerade Gegenteil von dem bezweckt, was er erhofft, vor dieser grausamen Ironie schließt er wie alle Geltungssüchtigen die Augen. Im stillen lacht ihn jeder Vernünftige aus, wenn er erzählt, er hätte mit fünf Lehrbuben gerauft und sie alle richtig verprügelt. Was er hier wie einst mit Hanswurststückchen erreicht, ist nur, daß das Quentchen Achtung noch ganz verlorengeht und er vollends der „dumme Hanswurst“ wird, während er doch alles zu dem Zwecke tut, um in ihrer Achtung zu steigen.

Das gleiche Ergebnis erreicht er auch damit, daß er seine Ungeschicklichkeit mit Absicht vergrößert, um so aus seinem Mangel Kapital zu schlagen. Er glaubt damit aus der Not eine Tugend, aus der Schwäche eine Stärke gemacht zu haben, wenn er seine Ungeschlachtheit grotesk verzerrt. In Wirklichkeit verliert er damit an Achtung mehr als er gewinnt.

Auf all diesen Wegen — der Kampf gegen den Lehrer, der körperlichen Überlegenheit über die Kameraden, dem Abgeben mit den Kleinen, der Hanswurstrolle — behauptet er sich selbst, glaubt er, zu seinem Ziel, der Überlegenheit über alle anderen, zu bekommen. In Wirklichkeit entfernt er sich aber immer mehr vom Leben, kommt er immer weiter aus der menschlichen Gemeinschaft. Wie weit er sich jetzt schon von aller Vernunft entfernt hat, wie unlogisch und inkonsequent er heute schon ist, zeigt sein Betragen. Er ist herausfordernd (in seinen ungezogenen Bemerkungen während des Unterrichtes, in seinem frechen Schwätzen unter des Lehrers Augen, dann, wenn er während des Unterrichtes zum Papierkorb geht, wenn er absichtlich seine Sachen unter die Bank fallen läßt) und zugleich auch ängstlich und wehleidig (wenn er in der Schule gestraft wird, während er's bei Prügeleien nicht ist, wenn er die Schule schwänzt). Er ist aktiv (bei Raufereien) und passiv (gegenüber dem Lehrer). Er ringt um Geltung mit erlaubten Mitteln (wenn er zu Hause gern arbeitet, wenn er das Rad besorgt) und auch mit unerlaubten (wenn er in der Anstalt und Schule sich um keinen Preis in die Ordnung fügt). Er verbirgt seine Fehler und Schwächen (in der Schule dadurch, daß er sich auf keine Antwort einläßt), und er stellt sie heraus vor aller Augen und vergrößert sie noch (wenn er den Groteskkomiker spielt). Er ist fleißig (zu Hause, beim Radbesorgen) und faul (beim Lernen).

Der Gedanke aber, der alle diese scheinbaren Widersprüche eint und der diesem scheinbaren Unsinn Sinn gibt, ist das Bestreben im Kind, sich zu behaupten, und die Sucht, allen andern wirklich oder auch bloß in der Einbildung überlegen zu sein.

Was bei solchem Ziel aber herauskommt, sehen wir an ihm sehr deutlich: Ein verschlossener, unzugänglicher, völlig egoistischer Mensch, der von allen Menschen

— auch von seiner Mutter — aufgegeben ist, mit dem niemand etwas anzufangen weiß, den jeder gern von sich hat, der von einer Anstalt in die andere geschubt wird.

Wir glauben nicht, daß das in der Zukunft wesentlich besser werden wird. Wenn er die Schulzeit hinter sich hat, wird er als der Dumme, der aus der sechsten, statt aus der achten Klasse entlassen würde, in den Beruf eintreten. Weil er wirklich zurückgeblieben ist, wird er bald ins Hintertreffen kommen. Weil er außerdem selbst im höchsten Grad egoistisch und ungemeinschaftlich eingestellt ist, wird ihm die neue Umgebung mit Gewalt entgegentreten. Denn sie handelt wie seine bisherige auch nach dem Grundsatz: Aug um Aug, Zahn um Zahn. Das bestärkt ihn neuerdings in seiner äußerst pessimistischen Anschauung, daß alle Menschen seine Feinde seien. Und er richtet sich zur aktiven oder passiven Abwehr ein, kommt mit den Gesetzen in Konflikt, erfährt die Gegenwirkung der Gesellschaft und wird langsam einer von der Armee der geborenen, der Gewohnheitsverbrecher. Daß er nicht dahin kommen will, daß seine Hoffnung auf ein ruhiges, ordentliches Leben steht, daß er sich sehnt nach gebender und empfangender Fürsorge und Liebe — das sagt er selber in dem Aufsatz: „Wenn ich groß bin".

„Ich bin froh, wenn ich aus der Schule komme, weil ich da nichts kann." Dann kommt vielleicht der Mensch, der ihn liebgewinnt: „Ich bin froh, wenn ich ein richtiges Mädchen habe, die mich gern hat, weil's allein doch nichts ist". Er sagt es noch einmal: „... und gern muß sie mich haben". Dann wird er vielleicht doch noch „richtig", er wird nicht rauchen und Bier trinken, seiner Frau ein schönes Gewand kaufen, „weil ich auch eine schöne Frau haben will", wird sich selbst gut kleiden, „daß sich meine Frau nicht schämen muß", wird schauen, daß er eine „tüchtige Hausfrau bekommt, die gut kochen kann, wird mit ihr jeden Sonntag ins Gebirg fahren".

So wurde in der Erziehungsberatungsstelle das Leben Brunos von einem neuen Standpunkt aus durchleuchtet und dabei gefunden:

1. Die Gesellschaft hat das Kind Schritt für Schritt hinaus in die Isolierung gedrängt.

2. Das ganze oft so widerspruchsvolle Verhalten bekommt nur dann einen Sinn, wenn wir es auffassen als einen Kampf um die gefährdete Selbstachtung, gekleidet in die aktiven und passiven Formen des Protestes.

3. Eine Besserung ist darum nur zu erwarten von einem Abbau der Ursachen, die in die Protest- und Kampfstellung geführt haben. Das Kind muß wieder — Schritt für Schritt — in die Gemeinschaft hereingenommen werden.

Dem Lehrer blieb nun die Aufgabe, in den sieben Monaten bis zum Schulaustritt wenigstens den ernsthaften Versuch dazu zu machen. Für den Anfang ging das Bestreben dahin, ihn zur Mitarbeit heranzuziehen in den Fällen, wo man von einem Versagen sicher wußte. Sein Radmeisteramt, dessen Anfang schon einige Zeit zurücklag, bewährte sich da vorzüglich. Er machte seine Sache gut und konnte ihretwegen vor allen anderen unaufdringlich gelobt werden. Als dann seine langen Aufsätze kamen, gaben sie günstigen Anlaß, ihn öffentlich anzuerkennen, diesmal schon als Mitarbeiter an der gemeinsamen Lernaufgabe. Das ihm bald nachher übertragene Ordnungsamt verwaltete er zur allgemeinen Zufriedenheit. Er ist für die Sauberkeit unter den Bänken verantwortlich. Er wird geholt, wenn man einen besonders Kräftigen braucht, wenn ein Kasten oder eine Bank verrückt werden soll. Dies alles konnte nicht ohne guten Einfluß auf sein bisher so schwer bedrücktes Selbstgefühl sein, besonders auch, weil seine Mitarbeit auch von den Kameraden anerkannt werden mußte. Es dauerte freilich mehr als zwei Monate, bis diese innere Wirkung auch in seinem Benehmen in der Klasse sichtbar wurde. Solange blieb er da — so vernünftig und gefällig er

allein war, immer noch der alte Hanswurst, der sich keine Gelegenheit zu Dummheiten entgehen ließ, wenn er auf seinem Platz saß.

Denn wenn er auch in manchem anerkannt wurde, so gab es doch in vielen anderem täglich so viele empfindliche Niederlagen, die sein Minderwertigkeitsgefühl wieder stärkten, daß er die langgewohnte und erprobte Abwehrstellung noch nicht aufgeben konnte. In allen wichtigen Fächern konnte er doch rein gar nichts.

Diese stete Bedrohung seiner Sicherheit und dies schwerste Hindernis für seine innere Gesundung beiseite zu schaffen, das war für den Anfang die wichtigste Aufgabe.

Im Rechnen wurde mit drei ähnlich Zurückgebliebenen ein Kurs eingerichtet; zweimal wöchentlich nach der Schule von 11 bis 12 Uhr, während andere Buben Fehler verbesserten oder nachschrieben. Bei den Grundlagen wurde begonnen und ganz langsam fortgeschritten. Dabei kam bald heraus, zur Verwunderung von Lehrer und Bruno, daß er lange nicht so ungeschickt war, als bisher feststand. Daß er nicht allein war, erleichterte es ihm weiter. Freilich war es nicht möglich, das in einem halben Jahr einzuholen, was er in achten versäumt hatte. Es war aber auch gar nicht beabsichtigt! Die erhoffte Wirkung diser Beschäftigung sollte sein, daß er Mut und Vertrauen zu sich selbst bekam. Er sah, wieviel er in so kurzer Zeit einholen konnte. Der Lehrer sagte ihm, auf seine Fortschritte hinweisend, daß er sicher auch so weit gekommen wäre wie die andern, wenn er es so gut wie sie gehabt hätte. Das beste also, was zu erreichen war, konnte sein, ihn die ermutigende Wirkung einer gelösten Aufgabe, ihn das Gefühl, etwas in der Gemeinschaft geleistet zu haben, erleben zu lassen.

Wieweit dies wirklich erreicht wurde, zeigte sich am deutlichsten in der Schrift. Sie spiegelt am klarsten den inneren Zustand des Schülers wider, sie gibt dem Lehrer schon in der ersten Stunde ein Mittel in die Hand, die Protestler und alle andern Unsicheren untrüglich zu erkennen. Sie ist aber auch eines der besten Mittel, bei all denen Mut und Selbstvertrauen zu stärken. Der Rechenkurs wurde bald teilweise und später ganz durch einen im Schönschreiben abgelöst. Auch hier wurde von den Anfängen ausgegangen. Weil in ihm der Wille zur Mitarbeit wirklich erwachte und durch die Erfolge im Rechnen wachgehalten war, ging die Umstellung vom gedankenlosen Hinsäbeln zur deutlichen, sauberen Schrift rasch; besonders auch deswegen, weil hier jede Mühe sofort sich in Erfolg umsetzte, und weil jede sauber geschriebene Seite leicht als Ansporn zur neuen Anstrengung benutzt werden konnte. Dies brachte ihn ein großes Stück vorwärts.

Im Rechtschreiben, einem andern schlimmen Punkt bei ihm, durfte er ganz die Hilfe eines tüchtigen Nachbarn in Anspruch nehmen. Der ließ ihn zunächst abschreiben, zeigte und erklärte ihm dann und verbesserte ihm seine Arbeiten. Um ihn am Lesen zu beteiligen, lieh ihm der Lehrer ein Buch mit kleinen, lustigen Geschichten. Es wurde für lange Zeit Stoffquelle für seine Aufsätze.

Von jetzt an war er auch schon immer mehr am Gang des Unterrichts beteiligt. Im Rechnen bekam er leichte Zwischenaufgaben, die ihm das Gefühl gaben, auch an der schweren Lösung mitgewirkt zu haben. Wenn er hier oder in andern Fächern zeigte — und er zeigte! — wurde er aufgerufen. Bei einem Schulfest bekam er ein kleines Gedicht zum Aufsagen, was ihm gut gelang Die Wirkung all dieser Arbeit lag aber nicht in seinen Fortschritten allein im Lernen, da war das meiste nicht mehr nachzuholen, sondern in ihrer Wirkung auf sein Betragen: er geriet von Monat zu Monat seltener in seine Unzugänglichkeit. Der Trotz war so gut wie ganz dahin. Es fehlten ihm auch die Anlässe dazu: In Dingen, wo ihn der Lehrer unsicher wußte, blieb er unbehelligt; in anderen konnte er mittun.

Während der Zeit des langsamen Besserwerdens wurde, so oft es anging, der Klasse gesagt, was er geleistet habe, wenn sie es wie beim Rechnen und im Benehmen nicht selber sah. Das wirkte auf sie und damit zurück auf ihn: Die Achtung vor ihm stieg. Mit jedenmal wurde der Anlaß für ihn kleiner, sich die

Achtung wie früher durch Dummheiten zu erzwingen. Sie blieben dann auch nach und nach aus. Er spürte in diesen Monaten vielleicht zum ersten Male, daß der gerade Weg auch ihm offen sei.

Nach den ersten zwei Monaten war er einmal einen Tag krank. Den benützte der Lehrer zu einer Aussprache mit der Klasse. Er gab den Kameraden in vorsichtigen Worten einen Überblick über Brunos Kindheit und sein Leben, zeigt den inneren wahren Menschen, der hinter der trotzigen, rauhen Außenseite nie sichtbar war, erzählte ihnen besonders eindringlich, wie schwer er es gehabt hätte und heute noch daheim hätte ohne den rechten Vater und wie ihn außer seiner Mutter kein Mensch möchte und jemals wirklich gern gehabt hätte. Ist's da ein Wunder, wenn er alle Menschen für seine Feinde hält? Mußte er bisher nicht auch uns dafür halten? Betrachtet bloß sein Leben, seit er bei uns ist. Alle sehen seine Dummheit und Ungeschicklichkeit, lassen es ihm merken und denken nicht daran, daß er zehn lange Jahre in Anstalten war; wer Kraft und Schneid hat, hänselt ihn und sieht nicht, daß er ihn damit schlechter und nicht besser macht; niemand ist da, der sich ernst mit ihm abgibt. Er hat nicht einmal das, was sonst ein jeder hat: einen Freund. Ihr wolltet aber doch gar nicht seine Feinde sein, Ihr habt bloß von seinem schweren Leben nie etwas gehört. Jetzt aber wißt Ihr's, also zeigt's ihm, wie Ihr zu ihm stehen wollt. Helft ihm; seid Ihr netter zu ihm, dann wird er's zu Euch auch werden. Wenn er auch manchmal unverträglich oder rechthaberisch ist, wenn er aufschneidet, wenn er mit seiner Kraft protzt, denkt an das, was ich Euch von seinem Leben erzählt habe und laßt ihn. Wenn er wieder den Hanswurst spielt, bezwingt Euch und lacht nicht. Ihr werdet sehen, er läßt das alles nach und nach. Und: schließt ihn von nichts aus. Laßt ihn mittun, wenn er's im Anfang auch noch nicht ganz kann.

Die Buben waren freudig bei der Sache; man hatte ihnen Vertrauen geschenkt und eine menschliche Aufgabe gestellt. Die Erfahrung kann man ja täglich machen, daß auch Zwölfjährige nach wirklichem Leben und menschlichen Fragen einen wahren Hunger mitbringen. In ihrer Ermunterung und zum Warmhalten des Eifers wurde von jetzt ab jede Besserung in seinem Benehmen durch ein paar Worte oder auch bloß durch einen Blick festgestellt. Auch ein Freund fand sich. Er war auch zwei Jahre zurück und kam mit Bruno heuer aus der Schule; sonst aber in allem sein genaues Gegenteil; schwach, zart, hübsch, anständig, völlig schüchtern. Er war da tüchtig, wo Bruno versagte (im Rechnen, Schreiben, im Benehmen), und dort schwach, wo Brunos Stärke lag (im Aufsatzschreiben, in Kraftleistungen). So ergänzten sie sich von Natur aus schon. Als es erst gelungen war, sie gegenseitig zur Hilfe aufzurufen, war ihre Freundschaft unzertrennlich. (Bei Romain Rolland stehen einmal von solcher Freundschaft die Worte: „So fanden beide in ihrem Bedürfnis, dem andern zu helfen, selbst eine Hilfe nach dem Gesetz des Lebens: Wer gibt, der hat.“)

In seinen Worten schrieb Bruno über seine Freundschaft in einem Aufsatz: „Ich habe jetzt einen Freund. Aber einen richtigen; er ist bloß ein bissel schwach. Aber ich helf' ihm, wenn ihm einer was tun will. Und wir zwei gehen auch auf einen Lehrplatz. Denn wir helfen immer zusammen. Und jetzt gehen wir immer miteinander spazieren. Da reden wir Sachen, die niemand erfährt. Denn wir helfen zusammen. Mein Freund paßt in der Schule immer auf. Dann sagt er auch immer zu mir: Pass' auf! Und dann pass' ich wieder auf.“

Gerade diese Freundschaft hat eine sehr wohltätige Wirkung auf ihn gehabt; er ist viel anständiger und offener geworden. Und der Lehrer hat manches wirkungsvoller dadurch gemacht, daß er sich des Dolmetschers — seines Freundes — bedient hat. Eins war jetzt noch notwendig: eine Besprechung mit der Mutter. Der Lehrer bat sie zu sich in die Schule und gab ihr — weil sie in der Erziehungsberatungsstelle nicht mitgekommen war — eine knappe, volkstümliche Begründung der Entwicklung des Buben, wie er sie sah. Auch sie — gerade sie — ließ sich

gerne überzeugen, daß bei ihm noch nicht alles verloren sei. Sie versprach, soweit es ginge, ihn ohne Gewalt zu behandeln, ihn nicht zu schimpfen; ihn dafür aber fest zu Hausarbeiten heranzuziehen und ihn, wenn er sich's verdiente, auch dafür anzuerkennen. Sie konnte es um so lieber versprechen, als die Wirkungen der gewaltlosen Art bereits leise in das Elternhaus hinüberreichten. Er war hier seit einiger Zeit — besonders seit sein Freund täglich mit von der Schule kam — um manches zugänglicher geworden. Ermutigt und voll Hoffnung ging sie heim und hielt ihre Zusage mehr, als sich erwarten ließ.

So ging die Sache ihren ruhigen Gang ohne Drängen, ohne viel Aufhebens. Wenn er wieder eine Dummheit machte, genügten ein paar Worte: „Na ja, aber es paßt schon gar nicht mehr zu dir". Er arbeitete mit, machte Fortschritte, und wurde — das Wichtigste — offener, freundlicher, zugänglicher, kameradschaftlicher.

Es vergingen Monate. Kurz vor dem Austritt, an einem glücklichen Tag, nahm ihn der Lehrer nach der Schule mit heim und hielt dort mit ihm einen Rückblick über die gemeinsam verlebte Zeit. Mit Ernst und Humor wurde Vergangenes nochmals zitiert. Weil in der Schablone Brunos von den feindlichen Menschen ein festes Loch saß, weil er sie vielleicht schon mehr oder weniger abgelegt hatte, konnte ohne Gefahr die Frage besprochen werden, wie es denn eigentlich wirklich zugegangen war. Es war nicht schwer zu zeigen, daß er auch dran schuld war, daß ihn niemand mochte, im Kindergarten, in der Anstalt, in der Schule; daß die Lehrer und alle anderen Menschen in seiner Umgebung ihn gar nicht gern haben konnten, daß eigentlich er ihr Feind war, nicht umgekehrt. Weil er an rechter Stelle immer das gemütliche: „Aber die Dummheiten sind Gott sei Dank vorbei" vernahm, war es aber auch nicht allzu schwer für ihn, das einzusehen und stillschweigend zuzugeben. Dies war notwendig, denn wenn die Schablone ihre Kraft ganz und für immer verlieren sollte, mußte er sie bewußt von sich abtun. Der hoffnungsvolle Schluß: „In acht Tagen kommst du aus der Schule. Du hast in den letzten Monaten noch gezeigt, daß du schon auch was leisten kannst; obwohl du den anderen gegenüber im Nachteil warst. Wenn Ihr nun alle in die Lehre kommt, bist du's nicht mehr; da muß ein jeder ganz von vorne anfangen. Ich weiß, daß du gerne arbeitest. Nun kannst du's zeigen". So kam er aus der Schule.

Er wurde Steindruckerlehrling. Der Meister ist heute — nach einem Jahre — mit ihm zufrieden.

Von Zeit zu Zeit besucht er den Lehrer und zeigte ein ruhiges, verständiges Wesen.

Auch in der Fachschule ist er ein anständiger Durchschnittsschüler geworden und hat ein paar gute Kameraden gefunden und ist selber einer geworden.

---

## II.

# Der Ängstliche

Erna war 17, Anna 15, Julius 14, Grete 12 und Max 11 Jahre alt, als Ernst zur Welt kam. Kein Wunder, daß ihn die Geschwister alle liebten. Sie fanden ihn niedlich und entzückend, besonders Mutter und Schwestern wetteiferten in Pflege und Liebkosungen. Er bildete den Mittelpunkt der Familie; ob Bubi lachte oder weinte, war das einzig Wichtige. Er zeigte bald großen Verstand; früher als alle Geschwister erkannte er seine Mutter und die Geschwister; mit zehn Monaten lernte er das Laufen, obwohl er überaus zart war; als Einjähriger versuchte er schon das Sprechen — Dinge, die die Mutter heute noch mit Stolz erzählt. Jedes neue Wort aus seinem Munde wurde bewundernd nachgesprochen

und weitererzählt. Bald konnte er eine Menge kleiner Gedichte auswendig. Bei jeder Gelegenheit durfte er sie fremden Leuten vorsagen und wurde übermäßig dafür gelobt. Es kam so weit, daß er seine Künste nur mehr gegen Belohnung zeigte; die Mutter mußte ihm, so oft Besuch kam, vorher ausdrücklich etwas versprechen, sonst wollte er nicht. Sie ging jedesmal auf den gefährlichen Handel ein; gefährlich deswegen, weil er so in seiner Stellung als Hauptperson in der Familie nur immer mehr bestärkt wurde, weil er damit seine Wichtigkeit und Außerordentlichkeit ungemein übertrieben schätzen lernte. Die Mutter tat es natürlich auch nur deshalb, weil von jedem Lob auf das so kluge und begabte Kind auch ein Teilchen für sie selber abfiel.

Da starb plötzlich der Vater, ein stiller, verschlossener Mann, der in der Familie nie eine Rolle gespielt hatte. Die Mutter heiratete bald wieder, diesmal einen lauten, lustigen, derben Werkmeister. Nach einem Jahr bekam Bubi — er war jetzt sechs Jahre alt — einen kleinen Bruder Rolf. Das brachte einen großen Umschwung in die Familie; einen viel größeren aber in Bubis Leben. Rolf war von jetzt an der Mittelpunkt! Ihm gehört nun die ganze Sorge der Mutter; er wurde nun verhätschelt. Wenn er weinte, dann liefen die Frauen im Haus alle herbei. Bubi wartete, schmollte, trotzte. Es wurde meist gar nicht bemerkt. Nur die älteste Schwester Erna hielt noch zu ihm. Die anderen sagten ihm, er sei jetzt so groß und brauche sie nicht mehr. Bubi selber fand das gar nicht; er, um den sich bisher alles gedreht hatte, fühlte sich nun so verlassen und einsam. Bisher hatten sie ihm zu allem geholfen; jetzt plötzlich war er ganz auf sich selber angewiesen. Erna, die einzige, die ihm hätte beistehen können, war den ganzen Tag im Geschäft. Zum erstenmal ging ihm nun auf, wie schwach und klein und unbedeutend er neben seinen großen Geschwistern war; sie waren nun schon 23, 21, 20, 18 und 17 Jahre alt und er 6.

Eines Tages kam sein Vater verbunden heim. Ein Hund hatte ihn auf der Straße angefallen. Die Mutter wusch die starken Biß- und Kratzwunden aus und verband sie. Der kräftige Vater verzog vor Schmerzen das Gesicht. Bubi stand dabei. Er erinnert sich heute noch der kleinsten Einzelheit und weiß auch noch, daß er damals zum erstenmal in seinem Leben Angst gehabt habe. Von dem Tag an geht er allein nicht mehr auf die Straße, er stellt seine gewohnten kleinen Einkaufsgänge für die Mutter ein, er fürchtet die Dunkelheit und wagt sich nicht mehr allein auf den Abort. Wenn die Mutter aber überallhin mitgeht, getraut er sich. Noch ein Ereignis aus der Zeit, das sich ihm tief einprägte: Die Mutter ging mit ihm zum Einkaufen. Aus der Haustüre stießen sie mit Leuten zusammen, die einen von der Straßenbahn Überfahrenen in den Hausgang trugen, um hier den Krankenwagen abzuwarten. Der Verunglückte war bewußtlos und blutete am Kopfe stark. Bubi schrie laut und wagte nicht, an dem Manne vorbeizugehen. Er schlief die kommende Nacht nicht und phantasierte so stark, daß der Arzt geholt werden mußte. Von jetzt an zeigte er noch viel mehr Ängstlichkeit. Selbst die geringste Sache wagte er nicht mehr allein; bei allen mußte ihm die Mutter beistehen. Ein Bekannter des Vaters kam zu Besuch. Bubi verkroch sich unter Mutters Stuhl und kam erst hervor, als der Mann fort war. (Dasselbe Kind, das noch vor einem Jahr jedem, der es hören wollte, mutig und selbstsicher sein Sprüchlein vortrug!) Nachts schrie er im Traume auf und wimmerte so lange, bis die Mutter ans Bett trat und ihn beruhigte. Immerzu träumte er von Hunden, die ihn verfolgen und beißen wollten und von Wagen, die ihn überfuhren.

Bald vertrug er auch manches beim Essen nicht mehr. Eines Tages gab es Kartoffelsuppe, die er gar nicht liebte. Er bat die Mutter, ihm recht wenig zu geben. Doch der Vater war gar nicht für solche Zimperlichkeiten: „Ein Bub muß sich beherrschen, der muß alles essen können, auch wenn es ihm nicht schmeckt. Bei uns zu Haus, da hätte... usw.“. Bubi aß mit sichtlichem Widerwillen und erbrach sich einige Minuten darauf — eine Szene, die sich noch einige Male so

abspielte, bis Bubi von den Speisen, die er „nicht essen konnte“, verschont blieb, und ihm die Mutter nach seinen Wünschen gab.

Der Vater sagte nun in seiner robusten Art: „Dem muß man bloß seine Angst austreiben. Der muß wieder mehr Mut kriegen.“ Die Art, wie er das machte, war aber etwas absonderlich: er erzählte dem kleinen Kerl in der Dämmerung Gespenster- und Räubergeschichten, bei denen sich auch Größere gefürchtet hätten. Bubi wurde davon ganz und gar nicht mutiger. Darauf gab es der Vater auf, den „Angsthasen“ zu erziehen.

Auch die Mutter verstand die Wandlung von dem begabten, frischen Burschen zu dem verängstigten, weinerlichen Kind nicht. Sie beklagte sich bei ihm und bei allen Leuten, daß sie jetzt, wo doch Rolf ihre ganze Kraft in Anspruch nähme, auch noch mit Bubi soviel Sorge und Mühe hätte, wie er auf Schritt und Tritt hinter ihr her sei und sie keinen Augenblick verließe.

So kam er in die Schule. Als die Mutter gegangen war, war er kaum zu trösten. Nun mußte jeder seinen Namen sagen. Er nannte sich Bubi. Da wurde er laut ausgelacht. Das hat ihn erst noch mehr verängstigt. In den ersten zwei Monaten hat er nach dem Bericht des Lehrers von damals kaum ein Wort gesprochen. Das Wenige, was mit viel Mühe aus ihm herausgebracht werden konnte, war ganz ungewöhnlich zaghaft und leise. Der Lehrer drängte ihn einstweilen nicht weiter; viele solcher Kinder tauen allmählich von selbst auf. Freilich waren seine Leistungen völlig ungenügend.

Aus äußeren Gründen wurde die Mutter nun recht ungeduldig. Der Vater verdiente wenig, der Kleinste machte sehr viel Arbeit, bei den Großen stimmte auch manches nicht. Bei Ernst — so heißt Bubi — war sie aber schon in ihrer Eitelkeit sehr verletzt: Er war so begabt und so munter. Alle Leute haben doch vorhergesagt, daß er ein gescheiter und tüchtiger Kerl werden müsse. Mit vier Jahren schon konnte er seitenlange Gedichte auswendig. Und nun kann er in der Schule überhaupt nichts und spricht kein Wort. Man muß ihn zur Schule bringen und von dort abholen, wo doch alle Klassenkameraden aus der Nachbarschaft schon längst allein gehen. Er geht nicht einmal zum Krämer über die Straße, was er schon vor zwei Jahren gekonnt hat. Er steht überall im Weg und ist zu nichts zu brauchen.

Die großen Brüder behandelten ihn als „das kleine Kind“, und die Schwestern überboten sich die wenigen Stunden, die sie abends daheim waren, in Zärtlichkeiten zu dem entzückenden Rolf. Ernst war in dem Alter, „wo die Kinder nicht mehr so nett sind“. Zum Unglück heiratete jetzt Erna, seine einzige Stütze. So war er zu Hause nun wirklich ganz allein. Dem Lehrer gelang es allmählich, die Ängstlichkeit in ihm wenigstens soweit zu mildern, daß er sich langsam mehr am Unterricht beteiligte und dann und wann mitsprach. Freilich sicherte er sich vor dem ewig befürchteten Ausgelachtwerden dadurch, daß er sich vor Beginn einer Arbeit diese erst bis in die Kleinigkeiten erklären ließ. So: Soll ich in der ersten Zeile zu schreiben anfangen? Vorne oder in der Mitte? In die große oder kleine Zeile? Mit dem goldenen oder blauen Griffel?

Am Ende des zweiten Schuljahres schrieb ihm sein Lehrer in den Schulbogen: Ernst M. ist überaus zart, nervös und etwas unbeholfen. Sein vieles Fragen ist noch recht kindlich. Doch ist er sehr anhänglich und willig. Durch großen Fleiß hat er in letzter Zeit, trotz sehr schwacher Begabung, recht gute Fortschritte gemacht.

Seine Beteiligung am Unterricht wuchs auch weiterhin, so daß ihm der neue Lehrer nach zwei Jahren in den Schulbogen schreiben konnte:

Ernst M. ist ein treuherziger, anhänglicher Bursch. Er nimmt alle Arbeit sehr ernst. Doch ist er noch außergewöhnlich kindisch und in allen praktischen Dingen sehr unbeholfen.

Dann wechselte er, zehn Jahre alt geworden, aufs neue den Lehrer. Auch dem fiel er durch sein allzuvieles und sichtlich ängstliches Fragen bald auf. Eine

Nichtigkeit versetzte ihn in Ängste; er fragte, schrieb eine Zeile, verschrieb sich, versuchte zu radieren, fing neu an, hatte an einer anderen Stelle das gleiche Mißgeschick und wurde so zappelig, daß alles verkehrt ging. Wurde er beim Lesen aufgerufen, so zuckte er zusammen, faßte sich mühsam, las anfangs mit gepreßter Stimme, bekam zu wenig Luft, wurde langsam freier und betonte nun so geziert und unmöglich, daß er allen Sinn zerstörte und sein Gestammel im Gelächter der Klasse unterging. Sollte er allein und laut eine Rechnung vorrechnen, so setzte sein Gedächtnis einfach aus. Er sagte das Unmöglichste nach, das ihm aus der Nachbarschaft zukam. Sobald er es sitzend und still rechnen durfte, machte er seine Sache gut. Beim Erzählen fuchtelte er mit den Händen, suchte lang nach dem richtigen Wort, lächelte hilflos über seine Ungeschicklichkeit, überstürzte sich dann, fand nie einen Schluß, setzte sich plötzlich, stand nochmal auf, murmelte noch eine halbe Ergänzung und setzte sich dann unglücklich. Was er schrieb, war mit Fehlern gespickt. Jede seiner Zeichnungen stimmte zu dem Bild; es waren winzige Bildchen in zaghaften Strichen. Im Turnen brachte er sich schnell durch seine krankhafte Vorsicht ins offene Gespött. Es dauerte auch nicht lange, daß in der Klasse bekannt war, daß er nach der Schule nicht aus dem Schulhof ging, wenn er draußen einen Hund laufen sah. So hatte er bald die Spitznamen Popperl oder Kinderl. Die Großen nahmen ihn zum Spaß wohl auch auf den Arm und tätschelten ihn.

Schließlich kommt auch der neue Lehrer zu der Feststellung seiner beiden Vorgänger, daß die ungewöhnliche Zappeligkeit im Lernen, das viele Fragen, das ganze nervöse Gebaren des Ernst Ausdruck seiner außerordentlichen Ängstlichkeit und Mutlosigkeit sind. Damit ist es freilich noch nicht getan. Es gilt den Ursachen so nah als möglich auf die Spur zu kommen, um dann zu versuchen, wieviel von der ganzen Nervosität zu heilen ist. Wir haben oben das schon vorweggenommen, was von Ernsts Entwicklungsgang aus Gesprächen mit ihm und der Mutter und aus Aufsätzen sich ergeben hat. Daß die häusliche Erziehung (um das Ergebnis zusammenzufassen) Ernsts Nervosität fast ganz auf ihr Schuldkonto nehmen muß, dürfen wir als sicher annehmen.

Ernst ist zuerst fünf Jahre lang nach allen Regeln menschlicher Unvernunft verzogen worden. Man hat ihn da eitel, launisch, herrschsüchtig gemacht. Er wird von vier Frauen geliebt, bewundert, vorgeführt als begabtes Kind. Ein für ihn unverständlicher Umschwung — und er wird gescholten als der dumme, unbegabte, unbeholfene Bursch. Wie sollte ein Kind da nicht an sich irre werden und allen Mut verlieren? Ist es ein Wunder, daß er nach diesem Sturz aus der Höhe der ersten Kinderjahre in das kalte, liebeleere Dasein verzagt? Er soll jetzt, ohne daß es ihm gelernt worden wäre, selbständig sein. Er, dessen Geltungssucht durch eine falsche Aufstachelung in den ersten Jahren so unglückselig gezüchtet wurde, er soll nun plötzlich ohne Anerkennung auskommen, sogar ohne die, auf die jedes Kind ein natürliches Recht hat, auf die kein Mensch verzichten kann ohne sich aufzugeben. Er *kann* das nicht. Er *muß* sich behaupten, muß irgendwie versuchen, die Achtung zu erzwingen, die ihm vorenthalten wird, denn er kann — so wie wir alle — ohne sie nicht leben. Seine seelische Lage ist der des Bruno sehr ähnlich; er muß nun wie jener darauf bedacht sein, sich in der mißgünstigen Welt zu behaupten, sich in ihr die gewohnte Fürsorge zu erkämpfen. Sein Mittel dazu ist, so paradox es zunächst klingt, die *Ängstlichkeit*.

Beachten wir doch, daß sie zum erstenmal damals auftrat, als er sich aus der allgemeinen Zärtlichkeit durch Rolf ganz deutlich verdrängt sah. Der Unglücksfall seines Vaters gab den äußeren Anlaß, die bestehende innere Bereitschaft wirksam werden zu lassen.

Von nun an wagt er sich nicht mehr allein auf die Straße — die Mutter muß mitgehen; sie muß ihn zur Schule bringen, ihn auf Einkäufen begleiten. Er fürchtet sich vor der Dunkelheit — die Mutter darf ihn nicht allein lassen, bis er schläft, sie

muß mit ihm auf den dunklen Abort gehen. Seit dem Ereignis träumt er oft schwer, schreit nachts auf, weint im Schlaf — die Mutter muß an sein Bett kommen und ihn beruhigen.

In allen praktischen Dingen ist er unbegabt; die Mutter muß ihm bis in sein zehntes Jahr beim Anziehen behilflich sein.

Er leidet nun auch an nervösen Magenstörungen — die Mutter muß mit dem Essen auf ihn achten.

Erweist sich in all den Fällen die Ängstlichkeit und Nervosität nicht als ein unbedingt sicheres Mittel, die Mutter in seinen Dienst zu stellen, sie zu zwingen, sich mit ihm abzugeben?

Daß dies alles bewußt geschieht, soll damit nicht gesagt sein; das Wichtige scheint uns, daß es überhaupt geschieht und daß es die Wirkung hat, die das Kind in seiner entmutigten Lage erstrebt. Wo ist eine andere Erklärung für diesen auffälligen Wechsel im Benehmen des Kindes?

Außerdem wurde die Deutung, daß dem Kinde seine Ängstlichkeit als ein Mittel zur Selbstbehauptung dient, durch die weitere Entwicklung als richtig bewiesen. In dem gleichen Maße, als in Ernst das Selbstgefühl wuchs, schwand seine Ängstlichkeit.

Obwohl der neue Lehrer von Anfang alles auf Nachsicht und Ermutigung stellte, ging es noch lange ganz im alten Fahrwasser weiter. Als der Lehrer die schlimme häusliche Umgebung Ernsts kennen lernte, gab er die Hoffnung auf eine schnelle Besserung auf.

Die Eltern wollten Ernst in eine Anstalt geben. Zur eingehenden Aussprache darüber baten sie den Lehrer zu sich. Aus dem aufschlußreichen Abend nur zwei Szenen.

Die Mutter zieht die Kommodenschublade auf und sagt in Anwesenheit Ernsts: Die großen Kinder waren doch alle viel begabter und tüchtiger. Sehen Sie, das hat Julius gemalt, als er zehn Iahre alt war. Das ist Gustis Aufsatzheft aus der fünften Klasse. Wie schaut das von Ernst dagegen aus!

Die Geschwister und der Vater musizierten vor. Der Lehrer fordert Ernst auf, auch ein wenig Klavier zu spielen. Die Mutter: Nein, er kann gar nichts. Der Bruder: Er hat erst drei Stunden gehabt. Die Schwester: Nein, er darf nicht. Der Vater: Du wirst uns doch nicht blamieren. Ernst: Wenn es der Herr Lehrer will, spiel ich. Er spielte gar nicht schlecht. Mißtrauisch hörte die Familie zu. Beim ersten Stocken: „Nun ja, wir warten ja bis morgen früh. — Hab ich nicht gleich gesagt, du sollst nicht spielen. — Wenn man nichts kann, soll man nicht spielen. — Er kann alles bloß mit dem Mund.“ Die Schwester: „Mich ärgert es, daß ich einen so dummen Bruder habe, der uns überall blamiert.“

Auf die Familie ist also zunächst wenig Verlaß, daß sie sich in ihrem Verhalten zum Buben ändert. Auf eine „theoretische“ Erklärung, und sei sie noch so klar und zwingend, läßt sie sich begreiflicherweise nicht ein; schon deswegen nicht, weil sie ihren Teil an der schlimmen Entwicklung damit zugäbe. Auch dann nicht, wenn man ihr die schlechten Früchte ihrer Erziehung deutlich zeigen kann. Da gibt es hundert andere Ursachen; die eine naheliegende aber, daß sie vielleicht auch mit daran „schuld ist“, die steht von vorneherein außer jeder Besprechung. „Haben wir nicht alles für ihn getan? Haben wir nicht alles bei ihm versucht?“ Das hört der Lehrer in den Fällen immer, selbst noch beim verwahrlosesten Kind. In all den schwierigen Fällen muß die Schule den Anfang machen. Wenn sie ihn nicht macht, wird er gewöhnlich nicht mehr gemacht. Weil sie nicht „vorbelastet“ ist, kann sie auch viel leichter an den neuen Anfang gehen als die Eltern. Diese müßten ja, ehe sie an die Aufgabe gehen könnten, in sich und vor dem Kinde zugeben, daß sie es zehn oder zwölf Jahre falsch gemacht haben.

Da muß die Schule ihren neuen Theorien erst die Beweiskraft der wirklich eingetretenen Besserung im Kind mitgeben, dann kann sie vor die Eltern treten

und versuchen, sie schonend von ihrer bisherigen Art schrittweise abzubringen.

Der Anfang konnte bei Ernst nur sein, daß in der Schule getrachtet wurde, den Schaden auszugleichen, der zu Hause dadurch angerichtet wurde, daß Ernst dort der ewig Übersehene war, der Ungeschickte, der zu „rein gar nichts“ zu brauchen war, der Dumme, der die Familie überall blamiert. Der Lehrer bemühte sich, ihm möglichst oft zu zeigen, daß er hier nicht übersehen werde, daß er, auch so wie er sei, etwas gelte. Meist genügt ja schon ein Blick oder eine Geste, daß so ein Ängstlicher und Schüchterner sich auf kurze Zeit aufgemuntert fühlt. Die Ordnungsämter, deren es in jeder Klasse soviel geben sollte, als Schüchterne oder sonstwie Entmutigte in ihr sitzen — Fenster schließen, Türe bedienen, Hefte und Tinte austeilen, für Tafeln, Pult, Kasten, Boden, Gang, Abort verantwortlich sein, die Schulkasse verwalten, die Abwesenheitsliste schreiben, Rundschreiben weitertragen — alle diese Ämter helfen zur Ermunterung besonders mit, wenn ihre Führung unauffällig überwacht und wenn ihre gute Erfüllung öffentlich anerkannt wird. Ernst trug die Rundschreiben weiter. Zu Anfang war er hier so fahrig wie sonst. Er rannte fort, ohne richtig gehört zu haben, wohin er sie tragen müsse, kam zurück und fragte, kam noch einmal zurück mit dem aufgeregten Bescheid, 8/III gebe es nicht, obwohl doch groß 18/III auf dem Zettel stand usw.

Es brauchte nur einige ruhige Aufklärungen, dann konnte er das.

Daß er freilich trotz aller Berücksichtigung durch den Lehrer in wenigen Monaten die in langen Jahren erworbene Sucht nicht ablegen konnte, sich die anderen dienstbar zu machen, ist verständlich.

So begann er also auch bei dem neuen Lehrer wieder seine gewohnte, wohlerprobte Taktik, durch Ängstlichkeit zu herrschen.

Zunächst führte er sich hier auch damit ein, daß er wegen der kleinsten und geringfügigsten Dinge fragte; genau so, wie er's früher schon gemacht hatte. Es verging keine Viertelstunde, daß er sich nicht meldete. Es half nur ein kleines Stückchen vorwärts, daß der Lehrer, so oft es nur ging, sagte: „Denk selber nach — du wirst es allein finden. Zeig mir's nach der Schule oder frag mich dann, wenn du es allein wirklich nicht fertig bringen solltest“. Er kam dann wohl selten. Seine Fragen v o r jeder Arbeit aber wurden damit kaum weniger. So ließ es sich nach einigen Wochen nicht mehr umgehen, daß der Lehrer den Buben einmal nach der Schule dabehielt und ihm den Sinn seines vielen Fragens klar machte; wie er mit seiner Kindlichkeit und Ängstlichkeit die Mutter für sich beschlagnahmte und wie er das gleiche nun auch mit dem Lehrer vorhabe. Du meinst immer, so hieß es dann, ich übersehe dich und du müßtest dich zu jeder Zeit bemerkbar machen. Es ist aber gar nicht so — ich will dich ebensowenig übersehen wie die andern. Wenn es aber nun doch einmal vorkommt, daß du eine halbe Stunde lang keinen Blick von mir bekommst, denk dran, daß euch 45 sind. Außerdem hast du doch in deinem Ordnungsamt schon so oft gezeigt, wie selbständig du arbeiten kannst. Und hast du nicht fast immer die Sache richtig gemacht, wenn ich dir absichtlich nicht geholfen hab' und du selber denken mußtest? Also, Ernst, glaub mir's, du kannst alles wenigstens so gut wie alle andern.“ Er sagte bei der Besprechung, daß er auch deswegen soviel frage, weil er eigentlich g a r keinen Fehler machen wolle; ein Beweggrund, den man bei allen im Grund entmutigten, im Äußern übermäßig ehrgeizigen Kindern findet. Dazu konnte ihm gesagt werden: Wer macht gar keinen Fehler? Glaubst du, es gibt solch einen Menschen? Ist in unserer Klasse einer? Also: Fehler m ü s s e n gemacht werden, solang man lernt. Ist ein Bursch nicht tüchtiger und angesehener, der bei der selbständigen Arbeit auch dann und wann seine Fehler macht, als ein anderer, der gar nie selber was macht, sondern immer erst andere braucht? Also hab' nur den Mut zum Fehlermachen. Wenn du aber immer deine ganze Klugheit aufrufst, die du in dir hast, dann wirst du zu nicht viel Fehlern kommen. Wir versuchen es einmal bloß auf eine Woche. Da

versprichst du, gar nichts Unnützes zu fragen. Wollen wir sehen, ob das nicht geht!

Es ging, wenn auch erst nach einigen stummen Aufmerksammachen. Statt dessen verfiel er, der bis dahin musterhaft anständig war, in eine andere Untugend: er schwätzte mit seinen Nachbarn bei jeder Gelegenheit und zwang nun s o den Lehrer, sich während des Unterrichtes mit ihm abzugeben. In einer ganz kurzen Besprechung nach ein paar Wochen zeigte ihm der Lehrer als das Ziel seiner Bestrebungen auch hier, um jeden Preis aufzufallen und die Aufmerksamkeit des Lehrers auf sich zu lenken.

Nebenher aber war es schon seit den ersten Tagen des Beisammenseins so, daß der ruhige Umgangston, der jedes Drängen streng vermied, der dem Buben in allem Zeit zum ungestörten Nachdenken ließ, ihn selber sicherer in manchen Lerngebieten machte. Jeder Erfolg wurde aufgezeigt, ihm allein oder allen, je nach den Umständen, besonders aber dann, wenn es gerade keine Fehler auf anderen Gebieten auszugleichen galt. Die Anerkennung soll ohne Nebenabsichten kommen, wenn sie ihre ganze günstige Wirkung behalten soll. Später — wie hier bei dem allzuvielen Schwätzen — kann dann auf sie Bezug genommen werden und von ihr Kraft zur Bekämpfung der Schwächen geholt werden. Die starke Unruhe begann so langsam zu schwinden. Da meldet er sich eines Nachmittags während des Unterrichtes, hat das Taschentuch vor dem Mund und deutet mit stummer Gebärde dahin. Der Lehrer denkt, daß er sich wohl erbrechen müsse und läßt ihn hinausgehen. Wie Ernst wieder auf seinen Platz zurückkommt, ist der Lehrer mitten in seiner Arbeit und vergißt nach der Ursache zu fragen. Die ganze Szene wiederholt sich in kurzen Abständen noch zweimal. Beim viertenmal aber möchte der Lehrer endlich die Ursache wissen. Stummes Hindeuten auf den Mund. „Was fehlt denn?“ Stumme Gebärde. „So gib doch eine Antwort!“ Nach angestrengtem Drucken und Schlucken: „Ich habe meinen Speichel nicht hinunterschlucken können. — Jetzt ist's gegangen.“ Nach der Schule erzählte er dann, daß er das zu Hause öfters habe. Zum erstenmal sei es aufgetreten, als er einmal von der Mutter recht geschimpft wurde. Daheim gelte das ganze als ein nervöser Erstickungsanfall, der alle, besonders aber die Mutter, immer in starke Besorgnis und Angst versetze. Es war nicht schwer, ihm die wahren Zusammenhänge dieses „nervösen Erstickungsanfalles“ aufzudecken, ihm mit Humor seine interessante Krankheit zu zerpflücken und ihm scherzhaft zu drohen, daß er dann wohl auch die guten Mehlspeisen bald nicht mehr werde essen können. Der Fall hat sich dann auch nicht ein einziges Mal mehr wiederholt.

Dafür aber bekam er nach einigen Wochen ohne eine äußere Veranlassung während einer Aufsatzstunde einen Schreibkrampf; der Art, daß die ganze Hand vollständig steif war und fortwährend zuckte. Noch während des Massierens fragte er: „Soll ich heut' um 4 Uhr wieder dableiben?“ „Nein, hieß es, jetzt mußt du erst einmal zeigen, daß du einmal eine Zeitlang arbeiten willst, ohne zwischenhinein immer wieder ein wenig Theater zu spielen.“ Es kam seither nichts ähnliches mehr vor.

Dieser Fall von so auffälligem Symptomwandel — vom vielen Fragen über das Schwätzen zum verkrampften Schlund und zum Schreibkrampf — muß doch darin bestärken, daß all dies nichts mit Organfehlern zu tun hat, denen man einen nach dem anderen auf den Leib rücken soll, um sie zu beseitigen. Wenn man ihren inneren Antrieb nicht zu fassen bekommt, wird alle Mühe umsonst sein. Für jedes „geheilte“ Symptom taucht anderswo ein neues auf, dem von außen nicht die geringste Beziehung zu allen früheren anzusehen ist. Diese immer neu produzierende Kraft aber, die es abzubauen gilt, ist die innere Unsicherheit und tiefe Entmutigung, denen das Kind anheimgefallen ist und die es — unbewußt — durch den Zwang, über die andern zu herrschen und sie in seine Dienste zu stellen, auszugleichen versucht.

Den Mut im Kind aber zu stärken; es erleben zu lassen, daß es — wie die anderen — etwas kann; es in die Gemeinschaft der Klasse zu stellen, außerhalb der jeder Schüchterne doch steht — das ist auch diesmal das Ziel unserer Schularbeit.

Ernst ist ein gutes Beispiel dafür, wie man diesem Ziel näherkommt ohne besondere, eigentliche Arbeit mit ihm. Man braucht bei den Kindern seiner Art nur dies: Geduld mit den anfänglichen großen Schwächen, und Vertrauen darauf, daß ein stetes Ermutigen beim Gelingen einer Sache und ruhiges Fortarbeiten ohne alles Treiben und Drängen doch seine Wirkung haben wird.

Das ist das, was alle Kinder der Klasse brauchen. Bei solchen wie Ernst ist darüber hinaus nur eines nötig; daß man in immer seltener werdenden, kurzen Besprechungen ihnen den Sinn ihrer Unarten aufzeigt — dies geht am besten an guten Tagen, wenn auch der Schüler sich zum Humor aufschwingen kann — daß man ihnen den Weg zeigt, der für sie nicht zu schwer ist, daß man ihnen den Mut dazu gibt durch den Hinweis auf die schon glücklich zurückgelegte Wegstrecke und daß man sie unauffällig während des Unterrichtes an die Besprechung erinnert, wenn die Kraft ausläßt.

Bei Ernst war es noch einige Male notwendig, nach der Schule kurze Aussprachen zu halten. Einmal war er von den Kameraden wieder sehr gehänselt worden, weil er vor einem ganz kleinen Hunderl davongelaufen sei.

Er kam zum Lehrer und beklagte sich darüber. Du weißt, hieß es jetzt, wie du früher deine Kleinheit und Ängstlichkeit dazu benützt hast, um damit bei der Mutter und bei den Schwestern bessere Geschäfte zu machen. Wir haben darüber schon einmal gesprochen. Ich hab aus vielen in den letzten Monaten gesehen, daß du selber aus diesem Kleinkinderstandpunkt herauswillst. Oft ist es dir ja auch schon gelungen. Wenn du nun gestern dich wieder so betragen hast, warum nimmst du es den Kameraden übel? Sie haben dich doch bloß so genommen, wie du dich gibst! Sie haben es sich in den fünf Jahren, die ihr beisammen seid, angewöhnt, dich als Kinderl zu sehen. Wenn du jetzt nur mal groß und tüchtig bist und nur ein einziges Mal klein und kindisch — sie sehen eben nur das einemal. Das heißt also für dich: Trachte, daß auch dies eine Überbleibsel aus der früheren Zeit verschwindet. Du wirst sehen, wenn es dir gelingt, dann wirst du bald soviel gelten wie die Großen und Tüchtigen in der Klasse. Mit zu Hause wird's nicht anders sein. Von dem Tag an, wo du allein zu Einkaufen gehst, wo du dich allein anziehst und fertigmachst zur Schule, wo du deine Aufgaben allein machst, von dem Tag an wird man dich auch zu Hause nicht mehr als den kleinen Buben behandeln. Du siehst: du selber hast es in der Hand, daß sich alle Menschen — deine Eltern und deine Kameraden — ebenso behandeln, wie ich. Mir hast du es in vielem gezeigt, daß du kein Kind mehr sein willst, zeig's ihnen auch und du wirst geachtet sein.

Du darfst aber ja nicht meinen, daß die ihre Tüchtigkeit geschenkt bekommen haben. Sie haben es nicht viel besser als du. Aber schau nur einmal hin, wie auch die guten Buben sich plagen müssen, wenn sie etwas rechtes fertigbringen wollen.

Erinnerst du dich noch, mit welchem Stolz mir damals, als ich bei euch zu Hause war, die Mutter erzählt hat, daß du gar keine Furcht vor dem Zahnarzt hast. (Er geht ebenso gern zum Zahnarzt, wie ihn die ganze übrige Familie fürchtet.) Ich weiß bestimmt, daß alle bei dir daheim viel auf dich halten möchten, wenn du ihnen nur auch Dinge zeigen wolltest, auf die sie stolz sein können."

Der Mutter freilich war schwer beizubringen, daß es sich jetzt bei Ernst auch darum handelte, ihn nach außen mutiger und tatkräftiger zu machen. Nur höchst widerstrebend gab sie die Erlaubnis, daß er dem Turnverein beitreten und mit seinem neuen Freund, einem frischen Burschen, der ihm vom Lehrer vorgeschlagen war, am Samstag Nachmittag auf kleine Wanderungen fort durfte. Gleich nach

der ersten kam sie und erzählte aufgeregt, wie sie über einen Zaun gestiegen seien, wie er mit zerrissenen Strümpfen und Hosen heimgekommen sei, und wie leicht da etwas Schlimmes geschehen könnte.

Nicht lange danach war sie schon wieder da: Ernst verroht! Er hat auf offener Straße, noch dazu vor ihrem Haus, gerauft! (Ein Nachbarsbub hatte ihm nachgerufen: Mutterbüberl. Er wirft seinen Schulranzen weg und will sich auf ihn stürzen. Der aber lacht. Da wird er noch zorniger und packt den viel Stärkeren an. Zwei Klassenkameraden schlichten den Zank und bewahren ihn vor argen Schlägen.)

Es war nicht schwer, der Mutter in beiden Fällen zu beweisen, daß das erfreuliche Nachrichten seien. Besonders das Raufen beweise doch deutlich, daß er mutiger geworden sei, daß er seine Angelegenheiten selbst auszutragen beginne, daß er sogar vor sicheren Prügeln nicht zurückscheue, wenn er sich im Rechte glaube.

Bei den Kameraden ist das alles nicht unbekannt geblieben. Als er einmal nicht in der Schule war, besprach es der Lehrer mit ihnen. Er zeigte ihnen das nochmal recht deutlich, wie Ernst sich gebessert hatte, wie er in manchem mutiger geworden sei und wie sie ihm auf dem Wege weiterhelfen könnten; dadurch, daß sie aufhörten, ihn zu verspotten (er sei wirklich kein Kinderl mehr) und daß sie ihn überall mitspielen ließen. Es wirkte, wie es immer wirkt, wenn man Kinder vor eine ihnen gemäße Aufgabe stellt. Sie ließen ihre Hänseleien fast ganz; wenn's einer aus alter Gewohnheit doch noch tat, so ließ er's bald von selbst, weil die gewohnte und gewollte Wirkung ausblieb: Ernst ertrug es meist ohne Erregung.

Ein kleines Ereignis aus der letzten Zeit: Ein Bub der Klasse sollte für einige Zeit aufs Land kommen. Es ist einer, mit dem es sehr schwer auszukommen war und einer, der dem ängstlichen Ernst das Leben durch seine Gewalttätigkeit sehr sauer gemacht hat. Am letzten Tag brachte Ernst seine Bleisoldaten mit in die Schule und bat den Lehrer, ob er sie nicht zum Abschied aufstellen und den anderen noch einmal damit spielen lassen dürfe.

Es ging — das kann heute nach einem Jahr gesagt werden — nach manchen scheinbaren Stillständen und Rückschritten doch stark vorwärts mit ihm.

Das mußte auch die Mutter zugeben.

Er war nicht bloß in der Schule mutiger und selbständiger geworden, hatte nicht nur hier seine Kindlichkeit abgelegt, war niemals mehr mit irgendwelchen „nervösen" Störungen gekommen — auch daheim zeigte sich seine Wandlung recht deutlich. Er kauft allein ein, macht seine Aufgaben ohne jede Hilfe, versorgt Rolf und turnt im Turnverein. Das alles müßte, so möchte man meinen, die Mutter doch gefreut haben; um so mehr, als sie es selber doch sehnlich gewünscht hatte. Es war aber nicht so. Sie verfolgte diese Umkehr zum Besseren mit offenem Mißtrauen und hatte dem Lehrer gegenüber an allem etwas auszusetzen. Dem wurde es bei jeder Besprechung klarer, daß sie sich durch das Selbständigkeitwerden des Buben in ihrer mütterlichen Eitelkeit verletzt fühlte. Ihr hatte es geschmeichelt, daß sie „sein Alles" war, daß er „ohne sie verkommen werde". Nun aber glaubte sie mit jeder selbständigen Tat ihres Buben überflüssiger zu werden. Darum setzte sie sich auch gegen jede zur Wehr.

Nun bleibt dem Lehrer ja noch ein ganzes Jahr gemeinsamer Arbeit. Die Hauptsorge wird weiterhin bleiben, den Buben an Mut und Sicherheit und Selbständigkeit wachsen zu lassen. Und es kann kein Zweifel sein, daß er da so fortschreiten wird, daß er dem kommenden Lehrer als ein Bub übergeben werden kann, der in nichts aus dem guten Durchschnitt fällt. Mit der Mutter bleibt zum wenigsten die Hoffnung, daß es im Laufe des Jahres durch die gleiche Art — durch Geduld und Vertrauen — gelingen wird, sie von ihrem selbstsüchtigen vermeintlichen Besitzrecht auf ihren Buben soweit abzubringen, daß sie ihm seine eigene kleine Freiheit und Verantwortlichkeit zubilligt.

# III.
# Der Ausreißer

Erste Schulstunde beim neuen Lehrer in der 6. Klasse. 45 Buben sitzen vor ihm. Die Programmrede wird erwartet. Sie ist kurz:

„Es geht ganz von vorne an. Ob einer bisher brav oder bös, fleißig oder faul war, es ist gleich. Ich habe Eure Zeugnisse und Schulbogen nicht angesehen. Alle sind gleich. Das Vergangene ist ausgelöscht."

Die ersten Wochen vergehen ohne besondere Ereignisse. Der Lehrer beobachtet. Durch viele kleine Züge bekommt er ein ungefähres Bild von jedem einzelnen.

Bei jeder Gelegenheit, wo die Buben scheinbar unbeachtet untereinander sind, fällt einer stark auf: Karl H. Er ist fast immer heftig, hat sehr oft ein böses Gesicht auf, macht in allem den Eindruck des unverträglichen, streitsüchtigen Burschen. Er schneidet auf, weiß immer alles besser, hat in allen Fällen mehr oder Schöneres oder Schlimmeres erlebt als die anderen. Er hat alle drei Tage einen anderen Freund, verträgt sich mit dem innig, macht die weitesten Umwege für den, holt ihn schon frühmorgens ab und bringt ihn nach der Schule heim, verbringt alle freie Zeit mit ihm — und zerkriegt sich dann wegen einer Nichtigkeit so, daß sie Todfeinde werden, und ist dann maßlos in seinem Zorn. Wenn der andere nicht vernünftiger ist, wächst die Feindschaft weiter bis zu Raufereien. Zudem sammelt Karl H. die Schwierigen der Klasse, vereinigt sie unter sein Kommando und liefert mit ihnen ernstliche Schlachten. Im Unterricht aber ist nichts zu beanständen. Er ist ruhig und kann seine Sache.

So hegt der Lehrer die Hoffnung, ihn im Laufe der zwei Jahre, die er ihn hat, ohne besondere Behandlung, nur durch einen verträglichen Klassengeist und durch ein paar ruhige, verläßliche Buben, die er neben ihn setzt, von seiner Unverträglichkeit zu erlösen. Besonders auch dadurch, daß er ihn durch allgemeine Ermutigung sicherer macht und ihm das Bewußtsein gibt, daß er so, wie er ist, ein netter Bursch ist, der sich nicht erst gewaltsam in den Vordergrund zu drängen braucht.

Es ist anders gekommen. Ein Aufsatz mit dem Thema „Wie mein Vater noch jung war", hat dies eingeleitet. Er schrieb dort:

„Als mein Vater 14 Jahre alt war, ging er mit seinem Freund auf die Walz. Sie walzten dem Rhein zu. Da kamen sie in ein Dorf, das schon in Frankreich lag. Sie gingen ins erste Haus und klopften an. Es rührte sich nichts. Dann schauten sie zum Fenster hinein. Da saß die Frau unterm Tisch. Jetzt klopften sie am Fenster. Dann kam sie und schrie: ‚Was wollt Ihr denn?' Dann sagten sie: ‚Was möchten Sie denn für den Gockl da?' Da lief sie zur Haustür heraus und schrie: ‚Nein, nein, meinen Hennerich laßt Ihr da. Den geb' ich nicht her.' Da nahmen sie den Hahn und schlugen ihn der Frau solang ins Gesicht, bis er tot war. Dann nahmen sie ihn und gingen."

Auf die Zweifel des Lehrers an der Wahrheit, blieb er fest dabei, daß es ihm sein Vater so erzählt habe. Auf einem Heimweg von der Schule wurde über Träume gesprochen. Er erzählte dabei zwei:

„Ich war in der Franziskanerkirche. Da stieg auf einmal ein Heiliger von seinem Sockel, zündete sich am Altar eine Kerze an und stieg wieder auf seinen Sockel. Dann rief er laut: ‚Karl, Karl!', und verlangte, ich solle mir auch eine Kerze anzünden und auf einen Sockel klettern, der noch höher droben im Kirchenraum war. Ich hatte so viel Angst. Ich wollte dem Heiligen folgen, getraute mich aber nicht hinaufzuklettern. Da schrie der Heilige noch einmal: ‚Karl, Karl!', packte mich und — ich wachte auf. Es war meine Mutter, die mich weckte."

Und:

„Ich war mit einem Freund in der Kirche. Wir knieten auf den Altarstufen und beteten. Links und rechts vom Tabernakel stand ein schwarz angezogener Engel; innen war er weiß angezogen. In unserer Nähe stand eine Klosterschwester, und viele Klosterschwestern saßen hinten in den Bänken. Da wollten wir gehen, trauten

uns aber nicht. Plötzlich kam der linke Engel auf uns zu und band uns zusammen. Da waren wir auf einmal zu Dreien. Der rechte Engel sagte: ‚Lass' sie halt frei.' Aber der linke sagte: ‚Nein.' Die Klosterfrauen schauten zu und halfen uns nicht. Da machte der Engel neben dem Altar eine Falltür auf und ließ uns nun an einem Seil hinunter in ein finsteres Burgverlies. Da lagen wir nun alle drei, und schimpften auf die Klosterschwestern: ‚Da sieht man 's, wie scheinheilig sie sind. Da beten sie immer und dann lassen sie einen stehen und helfen einem gar nicht. Das ist die richtige Frömmigkeit.' Da hörte ich plötzlich über uns die Stimme meiner Mutter. Sie betete laut und weinte um mich. Der gute Engel machte die Falltüre auf und sagte: ‚Da drunten sind sie.' Sie wollte heruntersteigen und uns retten. Aber ein zweiter Boden versperrte ihr den Weg. Sie ging weinend heim. Ich wurde wach; eine Maus hat Spektakel gemacht. Bald schlief ich wieder ein und träumte weiter. Wir kamen plötzlich von selber in einen Seitengang, wie in einen Stollen eines Bergwerks. An den Wänden liefen elektrische Drähte. Wir hängten uns daran; die Elektrizität riß uns mit fort. Ich schlug mir Knie und Füße blutig. So geht es sehr lang hin und her. Plötzlich stehen wir am Ausgang ins Freie; da steht der schwarze Engel und sagt: ‚Weil Ihr Euch so gut gehalten habt, dürft Ihr heraus.' Dann hat er jedem eine Schachtel Goldstaub geschenkt. Wie ich fortging, hielt ich die Schachtel fest unter der Achsel. Am Morgen hatte ich noch die eine Hand fest unter dem Arm geklemmt."

Ungefähr zur gleichen Zeit erzählt der vorletzte Lehrer dem jetzigen von den großen Schwierigkeiten, die er mit Karl H. in den letzten zwei Jahren gehabt hatte, wie der Bub gewohnheitsmäßiger Streuner geworden sei und wie sogar die Fürsorgeerziehung bei ihm versagte.

Es fehlte also doch weiter, und es war auch mehr Hilfe nötig, als es zuerst den Anschein hatte.

Jetzt erst wurde im Schulbogen nachgesehen. Er sieht so aus:

1. Klasse: Drei schuldbare Versäumnisse.
2. Klasse: Immer etwas kränklich, unterernährt.
3. Klasse: 12 schuldbare Versäumnisse.
4. Klasse: H. brannte seinen Eltern durch und wurde in München aufgegriffen. Entwickelte sich zu einem Schulschwänzer (24. Oktober 1921). Am 29. November 1921 in der Schulsitzung mit Verwarnung und Verweis bestraft. Am 12. Jänner 1922 mit seinem Freund H. neuerdings durchgebrannt. Am 4. April 1922 aufgegriffen worden. 127 schuldbare Versäumnisse.
5. Klasse: Antrag auf Zwangserziehung wurde gestellt. Auch im 5. Schuljahr versuchte er wieder durchzubrennen (30. Oktober 1922). Am 1. Dezember 1922 in Fürsorgeerziehung nach Pf. Im Februar 1923 in Pf. wieder durchgebrannt. Er kam krank nach Hause und trat am 1. März 1923 wieder hier ein. 9 schuldbare Versäumnisse.

Was jetzt aus Erzählungen und Aufsätzen über zu Hause bruchstückweise dem Lehrer bekannt wurde, folgt hier geordnet.

## DER VATER:

Äußerlich herrschen geordnete Familienverhältnisse. Der Vater, ein sehr großer, kräftiger Mann, ist Eisendreher. Er hat Arbeit und verdient. Die Familie bewohnt ein Einfamilienhaus, das der Fabrik gehört.

Der Vater stammt aus einer schwer nervösen Familie. Der Großvater hat seine ganze Familie niedergehalten. Erbitterter Streit war an der Tagesordnung, Tätlichkeiten nicht selten. Großmutter und Kinder standen gegen den Großvater. Das schreckliche Ende: Großmutter und Söhne (die Onkel unseres Buben) überfallen den Vater und binden ihn in einen Sack. Die Söhne halten ihn, die Mutter holt ein Beil, um den Vater zu erschlagen. Der weint und bettelt und winselt in seiner Todesangst. Das rettet ihm das Leben. Er wird aber keineswegs anders. Im Gegenteil: er treibt es ärger als bisher. Nicht lange darauf erschießt die Mutter mit Unterstützung des ältesten Sohnes den Vater im Bett. Beide wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt und büßen noch.

Der Vater nun spielt die Rolle seines ermordeten Vaters in allen Teilen getreulich nach. Er führt ein furchtbares Haustyrannenregiment. Alles duckt sich, wenn

er zu Hause ist. Er schimpft und prügelt die Kinder wegen jeder Nichtigkeit, sogar noch die 18jährige Tochter. Es vergehen Tage, da spricht er mit niemandem ein Wort; ausgenommen mit seinen zwei Lieblingen: seinem jüngsten Buben (fünf Jahre) und seinem Schäferhund. Verklagt der Kleine eines seiner Geschwister, so gibts ohne Rechtfertigung Prügel. Dies weiß der Kleine natürlich und nützt es aus. Der Hund gilt aber noch mehr. In einem Aufsatz: „Wenn mein Vater lustig ist“, schreibt der Bub: „Ist der Vater lustig, so scherzt er mit seinem Hund. Dann sagt er zu meiner Mutter: Am Mittwoch bekomme ich keinen Vorschuß. Die Mutter sagt dann: Ja, da kann ich ja kein Brot mehr kaufen, und wir haben so nur mehr ein kleines Stück im Haus. Dann sagt der Vater: Ja, was glaubst denn, was täten dann die andern, die nur drei Tage arbeiten? Wenn die alle so redeten. — Ja, du mußt halt einmal deinen Hund verkaufen. — Dann sagt der schnell: Den Hund geb' ich nicht her; da darfst du sagen, was du willst. Dann die Mutter: Jetzt, bei einer so teueren Zeit, einen Hund haben.“ Alle möchten das Tier weghaben. Ist der Vater zu Hause, so darf außer dem Hund niemand auf dem Diwan sitzen. Täglich bringt der Vater dem Hund Wurst mit — die Kinder sehen keine.

Nie hat er eines seiner Kinder gelobt oder irgendeine Leistung anerkannt. So sagt die Mutter, daß er überhaupt nicht loben kann, und daß er es gern hört, wenn auf andere Leute geschimpft wird. Er unterbricht jedoch sofort jedes Gespräch, wenn man jemand lobt. Ein Bekannter der Familie hat bei einem Schwimmfest den 1. Preis bekommen. Karl liest es aus der Zeitung laut vor. Der Vater: „Das gibts ja gar nicht. Überhaupt hör' auf mit dem Schmarrn.“

So wenig er lobt, so gern möchte e r gelobt werden. Er erzählt von sich, er sei der beste Arbeiter der Fabrik. Die Mutter versetzt ihm drauf, er sei auch groß genug dazu. Da bringt er nach ein paar Tagen heim, er arbeite jetzt an zwei Drehbänken zugleich. Da ihm auch dies das ersehnte Lob nicht einbringt, steigert er es, und heute arbeitet er schon an v i e r Drehbänken.

Er machts nicht so, wie die anderen Arbeiter der Fabrik, die sich abwaschen, ehe sie am Abend heimgehen. Damit sie zu Hause sehen, wie schwer er arbeiten muß, bringt er täglich seinen ganzen Schmutz heim.

Er verträgt sich auch mit niemanden unter seinen Arbeitskameraden. Die Mutter erzählt dem Lehrer, unter welch unglücklichen Umständen die Ehe geschlossen wurde: Sie kannten sich vorher schon einige Jahre und bekamen außer der Ehe ein Kind. Der Vormundschaftsrichter hat ihm bei den Alimentationsverhandlungen gesagt, wenn er die Frau nicht heirate, müsse er soviel zahlen, daß es ihm „für eine Hose nicht mehr reicht“. Da hat er dann höchst widerstrebend in die Ehe eingewilligt, und läßt es nun seither der Frau und der Familie entgelten. „Die anderen können ins Wirtshaus gehen. Ich muß daheim bleiben, damit es reicht. Wie schön hätte ich es, wenn ich allein wäre.“ So und noch schlimmer hören sie es daheim oft. Es vergeht auch kaum ein Tag, daß er die Familie nicht grob beschimpft und bedroht. Widerspruch erträgt er gar nicht, da wird er dann tätlich.

Seine Erziehungsmethode bei seinen fünf Kindern ist demgemäß ganz auf rohe Gewalt gegründet. Die Kinder sind immer und überall Untertanen; er ist immer und überall Autorität. Seine Erziehungsmittel sind Schimpfworte und Prügel, sein Erziehungsziel: völlig widerspruchslose Unterwerfung — unbedingter, „blinder“ Gehorsam. Er sieht an seinen Kindern, wie überhaupt an allen Menschen, nur die Fehler, und glaubt sie nur dadurch bekämpfen zu können, daß er sie ihnen recht oft vor Augen führt, ihnen vorhält, wie schlecht und faul sie seien und wohin sie auf diese Art kämen und wie ja doch bloß Lumpen aus ihnen würden. Auf den Einwand des Lehrers, daß Karl zum Beispiel doch auch ganz nette Seiten habe, die man anerkennen müßte, sagte er: „Man kann sie nicht loben. Da werden sie gleich leichtsinnig.“ So ist für ihn Erziehung ausschließlich Unterdrückung der schlechten Seiten im Kind. Er läßt sich auch von den Mißerfolgen seiner Methode

nicht überzeugen, daß er vielleicht doch auf dem falschen Wege ist. Da sagt er dann nur: „Ich bin noch viel zu wenig streng gewesen."

Der Mutter gelingt es nur ganz selten, den rechten Ton zum Vater zu finden. Seine Aufschneidereien beweist sie als unwahr; wenn er rechthaberisch ist, ist sie es auch; wenn er schimpft, tut sie es erst recht.

Bei den Kindern sucht sie die Ungerechtigkeiten des Vaters auszugleichen und macht es dabei nicht immer besser. Wenn der Vater auf die Kinder schimpft, steht sie heimlich oder öffentlich auf ihrer Seite gegen den Vater, isoliert ihn so noch mehr und treibt ihn immer mehr in seine Kampfstellung gegen alle zu Hause. Außerdem wird damit auch jedesmal neuerdings der Zwiespalt unter den Eltern den Kindern offenbar, den sie dann auch nach Kräften für ihre Zwecke ausnützen. Was der Vater verbietet, bekommen sie in seiner Abwesenheit von der Mutter.

Von den Geschwistern war der zwanzigjährige, älteste Sohn die stärkste Stütze der Familie gegen den tyrannischen Vater. Er durfte zwar auch nicht viel sagen zu Hause, aber er war anständig und verdiente und half immer zur Mutter. So ging das Trachten des Vaters dahin, ihn aus dem Hause zu bringen. Es kam soweit, daß der Vater, wenn er morgens in die Arbeit ging, dem Sohn ins Zimmer schrie: „Wenn du heut' Abend noch da bist, schneid' ich dir die Gurgel ab." Da ging der Sohn in die Schweiz. — Karls Leben bietet dies Bild:

Er war als Kind viel krank; im ganzen aber normal. Die Mutter gab sich um ihn wegen seiner Kränklichkeit sehr viel Mühe. Der Vater war schon damals in seinem Wesen wie in seinen pessimistischen Ansichten über die Erziehung der gleiche wie heute. Er bedrückte das Kind schon von den ersten Jahren an stark, und brachte es mit seinen überspannten Forderungen an den Gehorsam des Kindes schnell dahin, daß es auf den überstarken Zwang ganz natürlich mit Gegenzwang antwortete: es wurde trotzig und eigensinnig. Nebenher entwickelte sich schon damals die unverträgliche Seite in ihm stark. Die Mutter sagt, daß Karl nur spielen wollte, wenn er anschaffen durfte, und daß er ständig mit den Nachbarskindern in Streit lag. Die durch den Vater begründete Mutlosigkeit suchte ihren Ausgleich im Befehlen über andere. Und noch ein Charakterzug hat in den Jahren um vier oder fünf bei ihm seinen Ursprung: Die Mutter erzählt, wie er schon damals, wenn er vom Vater geschimpft worden war, sich stunden- und halbe Tage lang in einem Winkel versteckte, und wie er einmal nach Prügeln vom Vater davongelaufen sei, so daß man ihn erst am anderen Tage bei entfernt wohnenden Bekannten fand. Sonst aber sei er, weil sie ihm immer geholfen habe, ganz brav gewesen, „wie halt die Kinder sind".

Er kam in die Schule und ging gerne, denn er kam gut mit. Seine zwei älteren Schwestern hatten ihm schon vorher das Rechnen bis 10 und die Buchstaben bis zum a gelernt. Das Fräulein mochte ihn ganz gern und er bekam oft ein Fleißbildchen. Es gab zwar auch hier schon unliebsame Zwischenfälle; daß er zum Beispiel einmal drei Tage die Schule schwänzte, weil ihn die Lehrerin wegen seiner Unverträglichkeit gestraft hatte. Aber sie verstand offenbar seine Schwierigkeit, war gut und freundlich zu ihm und half so, im Verein mit den Bemühungen der Mutter, in ihm das durch den Vater stark gestörte seelische Gleichgewicht aufrechterhalten.

Ähnlich ging es auch noch bei den nächsten Lehrern in der 2. und 3. Klasse. Auch hier schwänzte er einige Male länger. Es ging jetzt schon viel mühsamer. Der Lehrer in der 3. Klasse fand schon Trotz, „der gebrochen werden müsse". Aber sonst arbeitete der Bub noch mit und verdiente sich damit Anerkennung.

Die Schule wirkte so immer noch als Gegengewicht gegen die Entmutigung des Vaters; sie zeigte dem Buben, daß er schon etwas tauge, und ließ so in ihm die Möglichkeit offen, daß der Vater mit seinen schlimmen Prophezeiungen vielleicht doch unrecht haben könne. Die Unsicherheit war freilich gegen früher größer geworden. Die Entmutigung vom Vater her wurde immer stärker und immer wirksamer: der Druck auf der einen Seite wuchs bedeutend. Die Gegenwirkung von

der Schule her wurde kraftloser, dort stand nicht mehr so unbedingt fest, daß er ein tüchtiger Bursch sei — die Ermutigung der Mutter hatte nicht mehr wie in der Vorschulzeit volle Kraft: der Gegendruck wurde langsam schwächer. Das Gleichgewicht war sehr labil geworden.

In der 4. Klasse, bei einem neuen Lehrer, ging es auch damit zu Ende. Der äußere Anlaß dazu war für den oberflächlichen Betrachter recht geringfügig: Der zehnjährige Bub hat das Gefühl, daß er im Rechnen und in der Sprachlehre nicht mehr mitkommt. Er lernte zu Hause; es ging trotzdem nicht; er wurde nun auch in der Schule getadelt und gestraft — es ging nicht. Er brannte durch! Uns, die wir von seiner höchst unsicheren inneren Lage schon vorher wissen, ist es klar, wieso der Umstand, daß er in zwei Hauptfächern nicht mehr mitkommt, das Ausreißen beiwirken konnte. Wir sehen: das unbedingt nötige Gegengewicht gegen den Druck des Vaters, die ermutigende, Leistungen anerkennende Schule versagt. Das so lang schon schwankend gewordene, von der Mutter und der Schule mühsam gehaltene Gleichgewicht ist zerstört, die ständige Entmutigung durch den Vater trägt ihre Früchte: Der Bub verzagt völlig an sich und seinen Fähigkeiten, wirft die Flinte ins Korn und läuft davon. Seine eigenen Worte darüber: „Daheim bin ich jeden Tag geschimpft worden, in der Schule bin ich auch bloß geschimpft worden. Der Vater mochte mich nicht, und der Lehrer mochte mich auch nicht. Ich konnte niemandem mehr was recht machen — da hab' ich einmal nicht mehr mögen." Auf den Einwand, ob er denn gedacht habe, daß die Herrlichkeit ewig dauere, sagte er: „Das hab' ich schon gewußt, daß sie mich einmal erwischen. Aber das war mir gleich. Ich wollte bloß heraus aus dem ewigen Schimpfen." Nach zwei Tagen wurde er 80 km weit weg aufgegriffen und heimgebracht. Dort bekam er vom Vater und vom Lehrer ordentliche Prügel und war außerdem von nun an auch noch der Schulschwänzer, Vagabund, Streuner. In der Schule war in der Zeit mit ihm gar nichts anzufangen, er ging aller Arbeit aus dem Wege und setzte allen Versuchen, ihn zum Mittun zu bewegen, unerschütterlichen Trotz entgegen. Seine äußere Haltung war der des unzugänglichen Bruno aufs Haar ähnlich. Ihm glich er jetzt ja auch in seiner inneren Stellung: völlig entmutigt, zu nichts zu brauchen (so mußte er sich fühlen), von niemand gern gehabt (auch die Mutter war durch die Schande, daß er von der Polizei heimgebracht worden war, heftig geworden), von allen verstoßen.

Noch dazu ist gerade zu der Zeit auch der große Bruder, die starke Stütze gegen den Vater, aus dem Haus gegangen, und hat so dem Vater das Feld allein überlassen.

Er hatte es ganz aufgegeben, da noch einmal mitzutun.

Es dauerte auch nicht lange, da brannte er — mitten im Winter, im Jänner — neuerdings mit einem Kameraden durch. Die beiden entzweiten sich bald. Der eine kam heim, und Karl durchwanderte allein Franken, bettelte und arbeitete zwischendurch bei Bauern. Erst nach drei Monaten wurde er aufgegriffen, heimgebracht und wie das erstemal begrüßt. Natürlich fand er sich jetzt noch weniger in das Leben daheim und in der Schule. Er machte noch einige Versuche, auszureißen, und kam nach Abschluß des gerichtlichen Zwangserziehungsverfahrens nach drei Viertel Jahren in eine Zwangserziehungsanstalt in der Nähe seiner Heimatstadt. Es muß ihm da sehr schlecht gegangen sein, denn die Mutter erzählt dem Lehrer nach einem Jahr, daß der Vater von einem Besuch beim Buben weinend heimgekommen sei. Beide versuchten nun alles, den Buben wieder heimzubekommen. Es war nicht nötig. Eines Abends stand er draußen vor der Tür; er war aus Angst vor einer angekündigten großen Strafe wieder durchgebrannt und den ganzen Tag — es war im Februar — heimwärts gelaufen. Schon in den letzten Anstaltstagen war eine bei ihm oft wiederkehrende Krankheit, ein ungewöhnlich starker Hautausschlag, wieder ausgebrochen. Durch die winterliche Flucht hatte sie sich so verschlimmert, daß er in den nächsten Wochen auf den Tod dalag.

Dies schützte ihn diesmal vor Strafe und vor der Rückkehr in die Anstalt.

Er ging noch zwei Monate zum alten Lehrer und kam dann mit Beginn des neuen Schuljahres zu dem neuen. Hier entwickelte er sich in den ersten Wochen so, wie unser Bericht beginnt.

Nachdem der Lehrer so mit der Vorgeschichte bekannt geworden ist, war die Notwendigkeit einer eingehenden Beschäftigung mit dem Buben klar. Nun wirkt zwar der Lehrerwechsel an sich schon günstig, ganz besonders durch die ersten Worte des Lehrers. Die Möglichkeit eines neuen Anfanges, in dem alles frühere keine Schatten werfen konnte, war damit offen. Zunächst galt die besondere Sorge des Lehrers bei Karl den zwei Fächern, die den äußeren Anlaß zu seinem inneren Zusammenbruch abgegeben hatten, dem Rechnen und der Sprachlehre. Im Rechnen begann die Arbeit an einer für alle Buben neuen Aufgabe. Die Einführung dazu brachte Karl, der gut denken kann, ohne besondere Mühe auf den Durchschnittsstand der Klasse. Hier stellte sich, wie auch in der Sprachlehre, heraus, daß Karl sein Nichtkönnen in den beiden Fächern subjektiv außerordentlich überschätzt hatte. Er war hier, wie überall, beim guten Durchschnitt. Daß der Tadel, der die allermeisten der Klasse ebenso getroffen hatte, bei ihm solche Wirkungen hervorbringen konnte, zeigt recht deutlich, wie unsicher seine innere Haltung damals war. Wenn es dafür noch eines Beweises bedürfte, so brächten den einwandfrei die Träume aus der Zeit. Sie zeigen in Bildern aus seinem Erlebten sein Inneres von damals sehr anschaulich: wie er bedrückt, verfolgt wird, wie man unmögliche Leistungen von ihm verlangt; aber auch, wie er auf all dies antwortet; dieses Gemisch von Angst, Mutlosigkeit und Auflehnung und Trotz, das aus dem Traum vom Burgverlies und von den Klosterschwestern so deutlich spricht.

Die Mühe des Lehrers, ihn in der Schularbeit Fuß fassen zu lassen, war also nicht groß; er hat sich bald und gut dreingefunden und sich so manche Anerkennung und Festigung seines inneren Haltes errungen. Das Gleichgewicht also — um bei dem Bild von der Wage zu bleiben — dadurch wiederherzustellen, daß die Schule wieder in ihre Funktion als Gegengewicht gegen den entmutigenden Vater trat, war nicht sehr schwer. Freilich war dieses Gleichgewicht ebenso unsicher und kommenden Störungen schutzlos unterworfen wie vorher. Ein neuer Lehrerwechsel, der Eintritt in die Lehre, dort vielleicht eine ungeschickte Behandlung, Entmutigung auf irgendeinem Gebiet konnte alles über den Haufen werfen. Dem mußte entgegengearbeitet werden. Das ging nur auf dem Wege, daß der Lehrer versuchte, die Gefahr, die dem Gleichgewicht des Buben vom Vater her ständig drohte, ungefährlich zu machen. Eine unmittelbare Einwirkung auf den Vater erwies sich als fast aussichtslos. Der Lehrer besuchte ihn bald nach Schulbeginn an einem Mittag, um mit ihm über einen gemeinsamen Weg bei der Behandlung des Buben zu sprechen. Als ihn der Vater von weitem kommen sah, ging er ohne Mittagessen durch eine Hintertüre und durch den Garten ohne Hut in heller Aufregung davon. Das zweitemal, als der Lehrer unvermutet kam, sucht er durch eine große Lobhudelei auf den Lehrer und auf den Buben, der jetzt tadellos sei, einer Besprechung von vornherein den Boden zu entziehen. Seine ungewöhnliche Aufregung machte auch diesmal ein ernstes Eingehen auf die Sache unmöglich.

Damit war als einzige Möglichkeit nur mehr geblieben, die schädliche Entmutigung durch den Vater so wirkungslos zu machen, daß sie, auch wenn sie weiter fortbesteht, keine Beunruhigung im Buben mehr hervorrufen kann. Das ist in vielen Unterredungen versucht worden — auf Hinwegen zur Schule und Heimwegen von ihr, in Nachhilfestunden, während andere ihre Arbeiten machten, nach kleinen Arbeiten, die der Bub in der Wohnung des Lehrers machte.

Da wurde, so wie es die Vorfälle daheim mit sich brachten, eingehend über alles gesprochen, was mit dem Vater zusammenhing. Einmal ist dem Buben gezeigt

worden, wie sehr der Vater an den Nerven leide, wie der Arzt dies sogar bestätigt habe. Dann war die Rede davon, welch eine schwere Jugend er gehabt habe, wie er noch nie viel Schönes in seinem Leben hatte, und daß seine eigene Mutter und sein Bruder lebenslänglich im Zuchthaus sitzen.

„Wie schwer hat er's bloß zu Hause! Er steht ganz allein; alle sind gegen ihn, alle widersprechen ihm, niemand lobt ihn. Wie sollte er auch nicht hie und da grantig sein? Er ist von früh bis abends in der Arbeit, er hat eine schwere Arbeit, das weißt du — er verdient wenig, obwohl er sich schindet und plagt — du weißt, mit 30 Mark in der Woche muß man sich viel versagen, was andere, die ledig sind oder keine Kinder haben, sich erlauben können. Wenn er also seinen schlimmen Tag hat, so laß ihn da schimpfen. Du weißt, es verschlimmert die Nervenkrankheit des Vaters, wenn man widerspricht. Also unterlasse wenigstens du es! Es hilft dem Vater zur Besserung, wenn man nett zu ihm ist und ihn lobt. Also versuche wenigstens du es, wenn dir's auch schwer fällt im Anfang."

Nun soll nicht verschwiegen werden, daß hier die Gefahr besteht, daß das lange noch nicht geheilte Kind den Vater „erzieht", daß es sich damit für die jahrelang erlittene Bedrückung rächt. Dazu ist zu sagen: Ein liebevolles Verhältnis zwischen Vater und Sohn hat ja, solange das Kind denken kann, nie bestanden. Der Bub fühlt sich schon seit langer Zeit äußerlich gegen den Vater und innerlich über ihn. Das Verhältnis zwischen beiden kann nur besser werden. Dann aber wird der Fall der Überhebung des Buben über den Vater gleich mit in Betracht gezogen. So ist ihm nach solchen ernsten Aussprachen über die väterlichen Schwächen gesagt worden: „Es wäre ungeschickt von dir und du würdest zeigen, daß du alles nicht verstanden hast, wenn du jetzt heimgingst und dir dächtest: Ich bin doch besser als mein Vater! — Du weißt aus der Schule, daß ein Muskel immer stärker wird, je öfter er gebraucht wird, und daß etwas, was man oft wiederholt, schließlich so zur Gewohnheit wird, daß man es gar nicht mehr weiß. Warum sollte es bei deinem Vater anders sein? Du hast da gerade vorhin erzählt, daß er so viele Sprüche macht, daß er sagt: „Dem Nachbarn aber hab' ich's wegen seinem Hundsvieh gesagt; so ist der noch nie geschimpft worden!", wo ihr doch gesehen habt, wie er außer dem Gruß sich kein Wörtchen zu sagen getraut hat. Schau, ist das nicht im Grunde das gleiche, wie wenn du gestern erzählt hast, daß dir drei Männer mit dem gezückten Messer nachgelaufen seien, um dich umzubringen?

Du hast schon soviel von deinen Irrtümern eingesehen, seit wir miteinander arbeiten. Glaubst du nicht, daß sich auch dein Vater geändert hätte, wenn man es ihm damals, als er noch ein Bub wie du war, ebenso gesagt hätte? Was kann er dafür, daß er damals niemand hatte? — Es gibt Dinge, von denen man meint, man kann ohne sie überhaupt nicht leben. Du hast doch bis vor kurzem gemeint, die andern übersehen dich und du seist der Garniemand, wenn du dich nicht überall verdrängtest und den Ersten machen wolltest.

Du weißt selber, wie schwer es geht, wenn man so etwas ablegen soll. Und doch bist du erst zwölf Jahre! Wie soll der Vater etwas so leicht ablegen können, das 50 Jahre Zeit gehabt hat, zu wachsen? Du siehst also: es wäre nicht wahr, wenn du meintest, du seist besser als dein Vater. Du wirst es ja auch nicht tun, soviel kenne ich dich schon."

Die Erfahrung hat gezeigt, daß solche Besprechungen immer nur günstig gewirkt haben.

Freilich läßt sich oft nicht vermeiden, Schwächen des Vaters zu berühren. Der Bub hat eine ganze Reihe von Irrtümern seines Vaters in seinen Lehrplan aufgenommen. Er ist wie der Vater herrschsüchtig, er verspricht viel, ohne es immer zu halten, er macht gerne Sprüche und ist im ganzen unverträglich. Warum sollten wir das so Naheliegende nicht tun und dem Buben seine Fehler gleich in der überstarken Vergrößerung am Vater zeigen, ihn außerdem — das Wich-

tigste! — von der völligen Wirkungslosigkeit dieses Benehmens so anschaulich überzeugen, wie es uns sonst nie gelingen wird? Wenn der Vater beispielsweise erzählt, er arbeite an vier Drehbänken, so können wir dem Buben doch sagen: Siehst du, das ist aus den kleinen Aufschneidereien seiner Jugend in den fünfzig Jahren geworden! Siehst du aber auch, wie er durch seine Sprüche das gar nicht erreicht, was er damit erreichen will, daß man ihn lobt? Siehst du, daß genau das Gegenteil eintritt? Wenn ihm schon dein fünfjähriger Bruder nicht glaubt und ihn auslacht? Möchtest du einmal von deinen eigenen Kindern ausgelacht werden?

Zugegeben: Es ist gewagt! Aber wenn es aus dem rechten Geiste geschieht, dem des aufrichtigen Helfenwollens für beide Teile — Vater wie dem Buben — dann wird soviel in das Wort und den Ton hineinfließen und dort mitschwingen, daß sich ihm auch — nein, gerade — das Kind nicht entziehen kann.

In der gleichen Absicht und Art wurde das Ganze auch mit der Mutter durchgesprochen. Bei einem neuen Hausbesuch nach einer längeren Pause war der Vater ruhiger. Er hatte inzwischen gesehen, daß es sich nicht, wie er erwartet hatte, um einen Angriff auf ihn handle. Es wurde ihm Geduld und Gewaltlosigkeit im Umgang mit dem Buben eindringlich empfohlen und begründet.

Jetzt — nach eindreiviertel Jahren des Beisammenseins in der Schule — kann gesagt werden, daß es mit Karl ganz bedeutend besser geworden ist. Es war sehr anziehend, zu beobachten, wie im Laufe der Zeit, ohne besondere Einwirkung, nur durch allmählich gewachsene innere Sicherheit, sein äußeres überstarkes Geltungsstreben und seine Herrschsucht über andere kleiner und schwächer geworden sind.

In den allerersten Monaten gründete er mit einem Freund eine Zeichenschule. Sie übten vorher nach Vorlagen und lehrten es dann ihren Schülern. Um diese Zeichenschule anziehender zu machen, war damit ein Feuerwehrspiel verbunden. Feuerwehrmann konnte nur ein Zeichenschüler sein. Sie machten sich alles Nötige selbst, machten richtiges Feuer und löschten es richtig mit Wasserturm und Schläuchen. Trotzdem kam er dann auch mit seinem Mitlehrer in Feindschaft.

Ein Wanderbund in der Klasse trat an die Stelle. Das hielt länger; zerfiel aber doch auch wieder, weil er sich nicht als Gleichberechtigter einfügen konnte. Nun malte er zu Hause sehr viel; denn er wollte Kunstmaler werden. Er hatte schon Pläne dazu gemacht: Nach der Schulzeit wird er zu einem Kunstmaler am Ort „in die Lehre gehen". Nachdem der Lehrer ihm und seiner Mutter die Undurchführbarkeit klarmachte, wechselte er die Fakultät. Er komponiert, das heißt er erfindet für Gedichte aus dem Lesebuch Melodien. Dies nun nicht mehr als Vorübung für einen Beruf, sondern „bloß so". Weil er die Notenschrift nicht kann, wird es ihm bald zu schwierig. Da bringt er nach einer kurzen Pause eines Tages dem Lehrer ein Heft mit, auf dessen erster Seite steht:

„Gedichte für Kinder.

Wer das liest, muß lachen, oder er hat kein Herz!
Da werden die Alten wieder jung und die Jungen freuen sich,
daß sie meine Gedichte hören.

Karl H. I. Band."

Sie sind alle kindlich-einfach.

Dazu erfindet er Fabeln und Schauergeschichten. Die letzten besonders liegen ihm heute noch. So läßt er einen alten Ritter einen Bären erlegen, der ihn dann mit einer Masse von anderen Bären des Nachts im Bett überfällt. Der Ritter stürzt sich mit seiner Frau zum Fenster hinunter. Die Bären singen währenddessen zehnstimmig das Lied: „Du sollst Hurichgaugraf heißen!" So kann schon von einem Abbau auf der ganzen Linie gesprochen werden. Seinen Geltungsdrang,

viel kleiner geworden und auf ein für die Gemeinschaft unschädliches Geleise geraten, kann man nun wohl dulden.

In einem neuen Wanderbund mit einem andern Buben als Führer, gefällt es ihm, auch ohne daß er den Ton angeben kann.

Es ist zwar immer noch so, daß große Störungen zu Hause automatisch bis in das Schulzimmer hereinwirken, daß der Bub, wenn der Vater wieder einmal ein paar Tage besonders schlecht aufgelegt ist, zu den Kameraden unverträglicher und reizbarer wird, daß sogar seine Leistungen auffallend schlechter werden. So ist zum Beispiel seine Schrift ein sicherer Anzeiger, wie es zu Hause steht. Damit ist dann auch dem Lehrer untrüglich ein Zeichen gegeben, wieder ein paar ruhige und ermutigende Worte mit ihm zu sprechen.

Wenn die Schule auch das nächste und letzte Jahr sich diese geringe Mühe macht, dann werden ihm die Bedrückungen durch den Vater nichts mehr anhaben können. Und nach seiner Schulzeit soll er zu Verwandten in eine fremde Stadt als Schreinerlehrbub kommen — ein Plan, den der Lehrer sehr stark unterstützt. Dort, der väterlichen Entmutigung unerreichbar, wird er, so können wir hoffen, seinen Weg leichter finden. Von diesen begründeten Schwankungen in seiner Haltung aber abgesehen, steht heute schon fest:

Er hat in den eindreiviertel Jahren keine Stunde geschwänzt.

Sein Trotz ist völlig verschwunden.

Er arbeitet, so gut es in seinen Kräften steht, in der Schule mit.

Die Mutter und Vater bestätigen, daß er sehr gern in die Schule geht.

Er ist zum Lehrer freundlich und zu seinen Kameraden weit verträglicher geworden.

Daß außerdem die Besprechungen über den Vater nicht schlecht gewirkt haben, ist aus manchen kleinen Zügen zu sehen. Der Vater ist zeitweise so nett zu Karl, wie er es früher nie war. Er fuhr zum Beispiel einmal mit ihm über den Sonntag nach Nürnberg, um ihm die Stadt zu zeigen. Die Mutter sagt, daß es im ganzen jetzt zu Hause viel besser geworden sei. Der älteste Sohn ist vor einigen Monaten zu Besuch heimgekommen. Der Vater, der ihn vor einem Jahr durch die allerschwersten Drohungen aus dem Hause jagte, schlachtet an dem Abend, an dem der Sohn erwartet wird, heimlich seinen schönsten Zuchthasen, läßt ihn von der Nachbarin braten und stellt ihn dem überraschten Sohn zum Empfang auf den Tisch.

---

## IV.

# Der Musterknabe

Die 7. Klasse wird dem neuen Lehrer übergeben, der alte zeigt auf Hans B. und sagt: „Auf den können Sie sich verlassen."

Der erste Eindruck: Hans B. ist groß, kräftig, etwas vierschrötig unter den Stärksten in der Klasse; sehr bescheiden im Wesen, mit einem freundlichen Gesicht; anständig und etwas ärmlich gekleidet.

Sein Schulbogen sieht so aus:

1. Klasse: Notensumme 16 (das ist in allen Fächern I).
Bemerkung: „Ein musterhafter Schüler."
2. Klasse: Notensumme 16 Bemerkung: „Sehr zufrieden."
3. Klasse: „ 16
4. Klasse: „ 16
5. Klasse: „ 17 (Schönschreiben 2)
6. Klasse: „ 16

Anlagen: II

In der Schule bestätigt er den Eindruck, den sein Äußeres und sein Schulbogen gemacht haben. Er ist überall und jederzeit zur Arbeit zu haben; seine Leistungen sind in allen Hauptfächern so, daß er sich auch diesmal seine Notensumme 16 oder 17 holen wird. Einzig im Schönschreiben, Zeichnen und Turnen ist eine gewisse Unsicherheit zu bemerken. Im Schönschreiben fehlt ihm der „Zug“ — er ist unbedingt getreu in den Buchstaben, die Seite macht einen ungewöhnlich regelmäßigen, klaren Eindruck; der reibungslose Schwung aber fehlt ihm. Deutlicher zeigt sich dies noch im Zeichnen. Er gehört zu den „Strichlern“; seine Linien entstehen nicht in einem Zug, er strichelt recht gehemmt. So sind auch seine Zeichnungen viel mehr Zeugnisse außergewöhnlicher Willensanstrengungen als spielender Leichtigkeit. Im Turnen ist auch die Seite nicht die stärkste, die Schwungübungen (am Barren und Reck zum Beispiel) oder eine gewisse natürliche Grazie (Freiübungen) verlangt. Dies gelingt ihm gar nicht besonders gut. Da hält er sich mit großer Aufmerksamkeit und Anstrengung beim Durchschnitt, um dann, wenn es zu Wettübungen im Hoch- und Weitsprung, Wurf, Lauf, Klettern oder Schwimmen kommt, unbestritten als erster zu glänzen.

Von diesen kleinen formalen Schwächen aber abgesehen, ist er in allen anderen Fächern der wirklich musterhaft Arbeitende. Seine „Anlagen“ sind, wie der Schulbogen richtig anzeigt, nicht außergewöhnlich. Er ist das, was man einen „gut begabten“ Burschen nennt. Wenn er es auf allen wichtigen Gebieten des Schullebens, den Fächern, deren Benotung zählt, zu ganz einwandfreien Leistungen brachte, die weit über alles Verlangte und zu Verlangende hinausgehen, dann ist dies allein seinem ungewöhnlichen Fleiße zuzuschreiben. In Dingen des Gedächtnisses aber ist er ausgesprochen begabt. Da setzt er zuweilen sogar seinen Lehrer in Verlegenheit. Jahreszahlen sind sein Fach. Bei einer gelegentlichen Besprechung des staatlichen Zerfalls im 14. und 15. Jahrhundert erzählt der Lehrer, daß ein Fürst in Bayern dem Einhalt getan hat dadurch, daß er im Jahre 1504 die unseligen Teilungen des Landes verbot. Hans B. verbessert ihn sofort: „Bitte, Herr Lehrer, das Primogeniturgesetz wurde am 8. Juli 1506 erlassen, nicht 1504.“ Sein Benehmen ist durchaus tadellos. Er ist, soweit es der Lehrer verfolgen kann, sehr anständig und unbedingt zuverlässig. Er steht unauffällig immer zu Diensten bereit. Zu Anfang ist dem Lehrer das öfter beobachtete Zusammensein mit ein paar Aufsässigen in der Klasse nicht erklärlich und auch nicht angenehm. Es stellt sich aber bald heraus, daß er guten Einfluß auf sie hat. Nach einer größeren Diebstahlgeschichte von zweien dieser Aufsässigen, die in der Art, wie sehr geschickt und vorsichtig sie eingefädelt war, die kommenden Berufsverbrecher voraussagen ließ, nach dieser Sache also besprach der Lehrer die Sache mit Hans B. Der versprach bereitwilligst seinen ganzen Einfluß auf die beiden von zu Hause ganz Verwahrlosten aufzubieten, um sie in Zukunft von solchen Streichen abzuhalten. Der Lehrer berichtet nachher erfreut und erstaunt, wieviel tiefe Einsicht des Buben bei diesem Gespräch zutage gekommen ist. Das Verhalten der beiden ist dann auch — dank der Mithilfe des einsichtigen Hans B. — bis zu ihrem Schulaustritt gut gewesen.

Das Verhältnis der Klasse zum „Ersten“ überhaupt nimmt der Lehrer immer als Prüfstein, inwieweit die Sache mit dem Ersten in Ordnung ist. Für gewöhnlich steht er — dank seiner ungewöhnlichen Befähigung oder noch öfter durch seinen ganz großen Fleiß — nicht eben im besten Ruf. Er ist das „Lehrerkinderl“ bei den Kleinen, der „Streber“ bei den Großen. Die Klasse derer, „die es nicht erreichten“ rechtfertigt und tröstet sich in ihrer Unfähigkeit damit, daß sie den Ersten entwertet. Er ist nur durch Schmeichelei und Liebedienerei und Streberhaftigkeit hochgekommen. Wenn man das Opfer seiner anständigen Gesinnung brächte, wäre es ein Leichtes gewesen, auch dahinzukommen. Der Lehrer bekommt diese Anwürfe ja selten zu Gehör; aber es gehört nicht viel Blick dazu, die Stimmung aus dem Verhalten der beiden Mächte zueinander — der Masse und des sie Überragenden

— zu erfüllen. Wenn einmal der seltene Fall eintritt, daß die Spannung zwischen beiden gelöst ist, dann hat der Lehrer die ganz sichere Bestätigung für eine Annahme, daß ein Würdiger durch Tüchtigkeit und Fleiß auf den ersten Platz gekommen ist.

In unserem Fall ist dies so. Hans B. genießt das unumschränkte Vertrauen der andern. Die Vertrauensstellung, die er beim Lehrer innehat, schadet ihm bei seinen Kameraden nicht. Er ist dort nicht der Spielverderber, der über ihnen und gegen sie Stehende. Die Klippe, an der die meisten Ersten scheitern, daß sie in körperlichen Dingen hinter den robusten Mittelmäßigen stehen, hat er leicht durch seine Größe und Stärke überwunden. Selbst bei Ungezogenheiten, die die Klasse macht, wenn sie den Lehrer weit vom Schuß weiß, selbst da ist er dabei, nicht als Führer, sondern als guter Kamerad.

So ist sein Verhältnis nach beiden Seiten sehr gut, nach oben wie nach unten.

Wenn seine Mutter sich zeitweise erkundigt, kann ihr der Lehrer mit gutem Gewissen sagen: „Ich brauche mich um ihn gar nicht zu kümmern. Wenn ich vierzig solche wie den Ihren vor mir hätte, dann wäre das Schulhalten eine Freude!“ Von den Verhältnissen zu Hause braucht er nicht — wie bei Schwierigen — viel zu wissen. Er erfährt, daß Vater und Mutter soviel verdienen, daß die Familie — Eltern und drei Buben mit 13, 12 und 4 Jahren — schlecht und recht das Auskommen hat. Der Vater ist Ausgeher, die Mutter Näherin als Heimarbeiterin. Die Buben müßten ihr viel helfen: Knöpfe einnähen, Bänder einziehen, abliefern in der Stadt. Der Jüngere sei dazu eigentlich geschickter und anstelliger, der ältere — Hans B. — aber viel braver und folgsamer. Sie seien überhaupt recht verschieden veranlagt. Der jüngere Fritz mehr leicht, lebendig, geschickt, dann und wann frech. Es sei rätselhaft: Er lerne zu Hause nie etwas, keinen Katechismus, kein Gedicht; er mache selten eine schriftliche Hausaufgabe. Sein Lehrer aber bestätige, so oft sie komme, daß er seine Sachen immer tadellos könne und seine schriftlichen Arbeiten immer einwandfrei brächte. Da sei es mit dem Größeren anders: Er sei in allem schwerfälliger, in körperlichen Arbeiten weniger geschickt, gehe ihnen auch aus dem Weg; er sei zum Lernen weniger begabt, aber viel fleißiger und peinlich gewissenhaft. Eine besondere, aus der Familie schlagende Tugend sei eine ganz auffallende Frömmigkeit. Am Sonntag ist es alter Brauch, daß die ganze Familie am Morgen ausfliegt für den ganzen Tag. Bei solchen Gelegenheiten sei er der einzige, der zur Messe gehe, ungeweckt; oft schon in die erste, die in München gelesen wird, um halb 5 Uhr früh, in einer sehr entlegenen Kirche. Als einmal daheim davon die Rede war, habe er geantwortet: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Eltern.“ Sonst aber sei er auch zu Hause musterhaft.

Im ganzen also für den Lehrer die Abrundung des Bildes vom eisern fleißigen, anständigen, einsichtigen Knaben, der nicht mit Unrecht den andern als Muster hingestellt wurde und dessen Verhalten in der Schule wie in der Familie die sichere Gewähr bot, daß einst ein tüchtiges Glied der staatlichen Gemeinschaft aus ihm werde.

Endlich also wieder einmal ein Fall, der glatt, einfach, ohne Problem, erfreulich war!

Hätte der Lehrer nun doch näher zugesehen — stutzig gemacht vielleicht durch die arge Musterhaftigkeit, vielleicht auch durch diese merkwürdige Schwäche in den Ausdrucksfächern Schreiben, Zeichnen, Turnen, in Verbindung mit der ebenso merkwürdigen Verschiedenheit der beiden Brüder, so hätte er bald einen Faden in die Hände bekommen, der ihn in Tiefen geleitet hätte, die ein völlig anderes Bild vom Wesen des Hans B. gezeigt hätten als seine schöne, glatte, musterhafte Oberfläche. Es wäre ihm so gegangen, wie dem Beschauer der Außenseite der Sebalduskirche in Nürnberg, der von vorne an das Steinbild der „schönen Frau Welt“ tritt. Da steht sie droben auf ihrem Sockel, angetan mit prächtigem, langem Mantel, hübsch, gewinnend und verheißend lächelnd, bezaubernd! Macht

der Beschauer aber nur noch fünf Schritte weiter, dann sieht er entsetzt die Rückseite des Bildes: der hinten offene Mantel läßt den eklen, nackten, von Würmern, Kröten und Schlangen zerfressenen Körper der „schönen Frau Welt“ ans Licht. Der Lehrer hätte nun freilich, um die fünf Schritte weiter machen zu können, eine Last von sich werfen müssen, die ihn wie die ganze moderne Erziehung unendlich am Fortschreiten hindert: Das Dogma von der angebornen Begabung und der ebenso feststehenden Unbegabung. Mit diesem Dogmaglauben besteht in unserem Fall gar keine Veranlassung, weiterzuschreiten. Der Fall ist an seinem Ende: Hans B. ist eben in den drei Fächern wie in allen praktischen Dingen unbegabt.

Eine andere Fragestellung aber hätte zwingend hineingeführt in eine viel tiefere Betrachtungsweise, hätte gedrängt zu neuen Nachforschungen und wäre damit zu einem ganz wesentlich andern Ergebnis gekommen als dem, man habe es mit einem hier begabten, dort unbegabten, im ganzen aber wertvollen, zukunftsvollen Menschen zu tun. Diese Frage, die die so verheißene Tiefe mit einem Schlage öffnete, hieße ungefähr:

Was ist die Ursache der teilweisen Unbegabung?

Sie verliert ihre vermeintliche Vermessenheit sofort, wenn wir ihn einmal in seiner frühen Kindheit näher zusehen.

Seine erste Kindheitserinnerung: Eine Schulfreundin der Mutter kommt — wie alle Jahre — zu Besuch. Hans B. ist ungefähr 14 Jahre, sein Bruder Fritz ein Jahr jünger. Sie kommt zur Türe herein, sieht den Bruder, nimmt ihn auf den Arm, herzt und küßt ihn und sagt ein über das andere Mal: „Na, so ein herziger Bub, so hübsch und so nett!“ Sie läßt ihn nicht mehr von sich. „Mich aber hat sie lange gar nicht gesehen. Ich ging dann hinter die Tür und weinte. „So oft Bekannte kamen, wiederholte sich der Fall; man bewunderte den hübschen, klug und flink dreinschauenden Fritz und übersah den Größeren, der ja auch schwerfälliger und weit weniger hübsch war. Daß in dem kleinen Kerl allmählich die Stimmung wuchs: „Ich muß meinem Bruder irgendwo unterlegen sein, weil alle Menschen, die zu uns kommen, ihn lieber haben wie mich, ist verständlich. Dabei sollte sie doch eigentlich mich lieber haben, weil ich der Ältere, Größere, Stärkere und Gescheitere bin.“

Das Übergewicht an Flinkheit und Beweglichkeit des Kleinen, wie die größere Schwerfälligkeit des Großen kann nun wirklich körperlich bedingt gewesen sein. Damit aber, daß sie nicht durch ermutigende Beschäftigung teilweise oder ganz behoben worden ist, hat sie sich über das frühkindliche Alter hinübergerettet. Aus der ursprünglich sehr kleinen Unterscheidung der beiden Brüder in ihrer Beweglichkeit ist Hans B. nun durch ein tendenziöses Ausspielen der beiden gegeneinander durch die Eltern (die auch an das Begabungsdogma geglaubt haben), ist Hans B. also langsam, aber unaufhaltsam in die Rolle des Ungeschickten, des zu nichts Praktischem zu Gebrauchenden geraten. Er erzählt anschaulich, wie es zum Beispiel war, wenn er einen Nagel in die Wand zu schlagen hatte. Er dachte an die früheren Male, wo es ihm nicht geglückt war, den Nagel „richtig“ hineinzubringen, wie einmal die Mauer heruntergefallen sei, wie der Nagel ein anderes Mal sich umbog, weil er auf einen Stein kam, wie er oft schief nach den Seiten oder gar nach unten hineinkam. Hinter ihm stand entweder spöttisch sein Bruder oder ungeduldig seine Mutter, die es „von vornherein“ wußte, daß er es nicht könne. Ihm fiel ein, daß er sich's eigentlich noch gar nie richtig hatte zeigen lassen, daß ihm noch gar niemand den „Vorteil“ bei der Sache klargemacht hätte. Jetzt aber, wo die Tat getan werden sollte, fürchtete er den Spott und die Beschämung. Dies alles machte ihn so unsicher und mutlos, daß es dann auch wirklich mißlang, trotzdem oder vielleicht weil er sich so zusammennahm. Später aber tat er einfach das, was alle von ihm erwarteten. Er gab sich gar nicht erst

noch die Mühe. „Es war ja doch umsonst. Und ich wollte endlich Ruhe haben vor allem Nägeleinschlagen.“

Eine andere Erinnerung aus der Zeit: Die Brüder waren jedes Jahr in den Ferien bei den Großeltern auf dem Land. Der Großvater mochte den Fritz mehr als den Hans, ja mehr als alle im Hause. Er machte sich stundenlang die Mühe, dem Jüngeren wie alle anderen ländlichen Arbeiten auch das Ackern zu lernen; er ging hinter dem Pflug mit, führte ihn an den Hörnern, während er den Kleinen vor sich im Pfluge gehen ließ, und lenkte die Ochsen. So konnte es Fritz bald. „Ich wollte es auch einmal versuchen. Weil der Großvater nicht mitging, beutelte mich der Pflug hin und her und die Furchen wurden ganz krumm. Da schimpfte er und sagte: „Geh weg, das kannst du nicht. Das ist nichts für dich!“

So wie hier gings ihm nun allmählich auf allen Gebieten häuslicher, praktischer Arbeit. Er hatte zu oft das Wort gehört: „Na ja, er hat halt kein Talent für solche Dinge“, oder auch, wenn er durch seine Unbeholfenheit seine Umgebung ärgerte: „Wie man sich nur so dumm anstellen kann!“ Er glaubte nun auch langsam selbst daran, daß er da schon zu wenig mitbekommen habe. Wenn dies alles nicht mit täglich sich wiederholenden Niederlagen und ebensovielen Siegen seines „kleinen Bruders“ und einer langsam wachsenden Unsicherheit und lähmenden Entmutigung verbunden gewesen wäre, dann hätte er zufrieden sein können: Man behelligte ihn jetzt immer weniger mit diesen Dingen. Aber selbst dies entmutigte weiter, wenn es hieß: „Lassen wir die Vorhänge so lange herunten, warten wir mit dem Aufmachen bis der Kleine kommt. Mit dem Großen kann man da nichts machen!“ Ein Tag aus der Zeit ist ihm noch besonders klar:

Es war ein Sonntag im Sommer. Die Familie war im Wald. Jeder hatte ein Kübelchen umhängen, in das Erdbeeren gebrockt werden sollten. Hans B. war in großer Angst. Diesmal mußte eine Sache aufkommen, die er seither immer hatte vertuschen können. Er fand — so sehr er sich auch anstrengte — er fand keine Erdbeere. Er sah sie nicht! Es ließ sich nicht aufhalten: Jedes hatte sein Gefäß voll; er hatte sechs oder acht Stück. Als er unter Tränen versicherte, daß er nicht faul gewesen war, hieß es: „Da sieht man's! Selbst dazu ist er zu ungeschickt! Erdbeerensuchen kann selbst das dümmste Kind.“ Weder das Kind noch die Eltern wußten damals, was erst viele Jahre später bei einer ärztlichen Augenuntersuchung festgestellt wurde, daß das Kind an einer angeborenen leichteren Farbenblindheit auf rot und grün litt. Die Eltern wie insbesondere das Kind hatten damals den erneuten Beweis, das Kind diesmal einen ganz sichern, daß es minderwertig war. Und zwar nicht minderwertig an einem Organ in einer Form, die fast keine Schädigung im Leben mit sich brachte, sondern minderwertig überhaupt. „Wer nicht einmal Erdbeeren findet, muß schon sehr ungeschickt und dumm sein.“

Von jetzt an steht die allgemeine Ungeschicklichkeit ziemlich fest. Das Kind tut jetzt das, was jeder vernünftige Erwachsene auch tut: Es geht allen Gelegenheiten, die zur befürchteten sicheren Niederlage führen, in einem großen Bogen aus dem Wege. Damit bringt es sich um eine jahrelange Übung auf dem Gebiete des Formens mit Hilfe von Auge und Hand, so daß die Fähigkeit wirklich durch das Stilliegen langsam verkümmert.

So ist der Faden sichtbar geworden, der heraufführt von jenen scheinbar so „kleinen“ Begebenheiten, des übersehenen Vierjährigen, des so viel hübscheren und flinkeren kleinen Bruders, des so Ungeschickten, „der nicht einmal einen Nagel richtig in die Wand schlagen kann,“ der „nicht einmal Erdbeeren findet“ — herauf zu dem Vierzehnjährigen, der im Schreiben und Zeichnen „unbegabt“ ist und zu dem, der versagt, wenn im Turnen Gewandtheit und Flinkigkeit gefordert wird.

Kann man die Antwort auf die Frage: Was ist die Ursache der teilweisen Unbegabung? nicht knapp dahin zusammenfassen, daß man sagt:

Entmutigende Behandlung des ganz kleinen Kindes, die in ihrer Harmlosigkeit unaufgeklärte Organminderwertigkeit, die Rivalität mit dem jüngeren Bruder — dies alles hat das Kind zu einer falschen, zu niedrigen Einschätzung seines Wertes verführt, hat es unsicher gemacht?

Jetzt, als entmutigtes Kind, war Hans B. im Wesen in der gleichen Lage wie alle die, von denen bisher die Rede war. Daß der Grad der Entmutigung bei ihm geringer war, daß er einen anderen Ausweg aus seiner Entmutigung fand, einen Ausweg, der gar als Vorzug gewertet wurde, darf uns über die Wesensgleichheit der früheren Fälle mit dem jetzigen nicht hinwegtäuschen. So wenig glaublich es auf den ersten Blick scheint, daß beispielsweise der, der den Lehrer bis aufs Blut peinigt, und der, der in allem tadellos und dienstbereit und einsichtig ist, so wenig als zunächst zu glauben ist, daß diese beiden „Brüder im Geiste" sein sollen — wir haben bei näherem Zusehen gesehen, daß dem dennoch so ist.

Hat uns die Frage nach den Ursachen der teilweisen Unbegabung einen Schritt vorwärts geführt, so kann eine zweite Fragestellung uns neuerdings ein unbekanntes Gebiet im Kind aufschließen helfen. Sie könnte so lauten:

> Wohin ziehen die Tugenden; welchem Endzweck dienen sie; welche Aufgabe hat die Musterhaftigkeit im Lebensplan des Kindes zu erfüllen?

Um gleich die Beantwortung vorweg zu nehmen:

Was hat der jahrelange, hartnäckige Kampf gegen den Lehrer des einen für ein anderes Ziel gehabt, als immer und immer wieder die Überlegenheit über den, der ihn entwertet und entmutigt hat, sich und anderen zu beweisen? Will der Musterhafte etwas anderes als Überlegenheit? Überlegenheit zunächst über den Bruder und die Eltern, die ihn entwerten? Dann aber auch über den Lehrer. Ist er nicht auch ständig im Kampf, einem zwar unsichtbaren, gleichsam unterirdischen, aber darum nicht weniger heißen und hartnäckigen, vor allem aber viel gefährlicheren Kampf? Sehen wir näher zu! Zunächst geht der Kampf gegen den, der entmutigt. Das ist der Bruder. Gegen seine starken Seiten aufzukommen — also gegen seine Flinkheit, Tüchtigkeit — ist aussichtslos. Wo sitzt dann seine schwache Stelle, von wo aus kann man ihn aus dem Sattel heben? Ist er nicht zuweilen in seinem Alleskönnen ein Luftikus? Ist er nicht dann und wann leichtsinnig? Hat man ihn doch schon gesehen, daß er an einer Straßenecke oder auf einem Bretterstapel vor der Schule seine Aufgabe machte? Nimmt er es nicht hier und da mit Mein und Dein nicht ganz genau? Rauft er nicht viel? Ist er nicht in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten sehr lau? (Was hier klar ausgesprochen ist, das ist zwar weniger klar, aber darum doch eben stark und kräftig als unbewußter Antrieb im Kinde. Sein ganzes Handeln ist ein Beweis dafür.) An all den Punkten wird eingesetzt, stillschweigend, aber so, daß es auf die Dauer nicht zu übersehen ist. Hans B. wird peinlich gewissenhaft, macht seine Aufgaben sofort, nachdem er von der Schule kommt, weint und gebärdet sich, wenn andere Dinge dazwischen kommen. Er wird übertrieben rechtlich — eine gefundene Feder stürzt ihn in Gewissensqualen. Er hält sich allen Anlässen zu kindlichen Keilereien fern. Er wird überpeinlich in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten — dies vielleicht auch deswegen, weil es gleichzeitig auch nicht wenig gegen die Eltern geht, die ihn doch auch entmutigt haben. „Ich bin doch besser als Ihr alle miteinander, und ich werde in den wichtigsten Dingen auf der Welt doch besser abschneiden als Ihr Gottlosen." Der liebe Gott spielt überhaupt eine große Rolle im Plan des Kindes. So betet es am Tage vor der Zeugnisausgabe, noch zu einer Zeit, wo die Vernunft bereits feststellen kann, daß die Noten ja schon längst geschrieben sind: „Lieber Gott, mach', daß ich lauter Einser bekomme." Gott wird also zum Helfershelfer für seine ehrgeizigen Pläne angerufen. Das alles wird so bescheiden-aufdringlich gemacht — unabsichtlich getan, daß es nicht verborgen bleiben kann. Es dauert nicht lange, daß öffentlich gesagt wird: „Der Große ist so brav und anständig, du (zum Jüngeren) könntest ein Beispiel dran nehmen."

Damit war es erreicht! Er war ihm über. Die Niederlage im Körperlich-Praktischen ist im Geistig-Sittlichen — einem viel höherem Gebiet also — wettgemacht. Die Sache wäre jetzt gut; das Gleichgewicht zwischen den feindlichen Brüdern hergestellt, wenn der jüngere seine einmal gewohnte Vormachtstellung so ohne Kampf aufgäbe. Wenn sich die beiden also, wie die und soviele andere Eltern und Erzieher, ihnen doch so treuherzig raten, „aneinander ein Beispiel" nähmen. Sie tun es nur leider nicht! Wie sollte unser auf dem Gebiet des Praktischen ganz entmutigter „Großer", dem sich die Unsicherheit lähmend auf die Hände legt, wie sollte er sich auf so ein gefährliches Feld begeben, wo er von seinem siegessicheren Gegner schon so viele Niederlagen erlitten hat? Nein, der einzig sichere Weg ist der: Er bleibt in seiner Domäne und baut sie mit allen Kräften aus.

Sein unbestrittenes Gebiet — Bravheit, Folgsamkeit, Fleiß — das ihm zu Hause so sehr hinaufgeholfen hat, wird ihm wohl auch in der Schule weiterhelfen. Mehr als das! Hier gerade bewähren sich die drei Tugenden ausgezeichnet; hier stehen sie im höchsten Kurswert. Es fällt bei dem Lernbetrieb nicht sehr auf, daß er in praktischen Dingen so wenig kann, in Fächern also, die bei den „Noten" nicht „zählen". Er ist unbestrittener Erster, höchst geachtet vom Lehrer; er hat immer I und kann aufweisen: „Ein musterhafter Schüler."

Das dahinter verborgene, ständig drohende Schwächegefühl läßt ihn zwar nicht zur Ruhe kommen und stachelt unablässig zu Anstrengungen und Listen an. Aber das Ausgleichsgebiet, auf dem der Bruder, der auch kämpft, doch immer den Kürzeren zieht — die Musterhaftigkeit — bewährt sich vortrefflich, nicht bloß zu Hause, nicht bloß in der Schule — sie wird Leitstern für das Leben. Daß hinter der geduldigen, einsichtigen Maske das nackte Streben nach Überlegenheit steckt („Ich bin doch besser als Ihr alle miteinander!"), das sieht man ja nicht.

Bei diesen Grundlagen — Entmutigung und als Ausgleich das Überlegenheitsstreben — hat die Entwicklung nun geradewegs auf das Musterkind eingedrängt, auf den Menschen, der in seiner Bravheit weit über, und damit weit außer der Gemeinschaft steht, und der, wenn er keine den Grund abbauende Behandlung erfährt, ganz zwingend auch in seinen Beziehungen zur menschlichen Gemeinschaft außerordentlich gestört ist.

Muß die Entwicklung dahingehen? Muß vor allem aus den Grundlagen, wie wir sie in unserem Falle haben, da die Entwicklung zum Musterknaben führen? Zeigt der Fall nicht gerade das Gegenteil? Unser Hans B. ist kein Musterkind, kein Streber in dem gemeinschaftsfernen und gemeinschaftsfeindlichen Sinn. Er steht im Leben, hat Kameraden, wird von ihnen geachtet — er hat Fühlung mit der Gemeinschaft.

Machen wir auf Grund unserer bisherigen Kenntnis dieses Falles, wie aller früheren, eine kurze Überlegung. Welche Wege stehen einem in der Vorschulzeit entmutigten Kind, das deswegen schon in gemeinschaftsfeindlichen Bahnen fährt, offen, wenn es in eine Schule kommt, die es nicht „erlösen" kann? Zwei solche sind:

Entweder: Es führt einen offenen Kampf, in dem es bisher gegen Eltern oder Spielkameraden gelegen hat, auch in dem neuen Umkreis offen fort. Es wird trotzig, frech, aufsässig. Das Kind bleibt und verstärkt sich in der aktiven Rolle durch den Kampf mit dem Lehrer. Das verschafft ihm meist volle Anerkennung von Gleichgesinnten. Mit einem erstaunlichen Mut werden die Folgen dieses Kampfes gegen die Autorität getragen.

Der andere Teil der Kämpfer gegen die Schule geht den anderen Weg. Diese Kinder kommen zu ihrer eingebildeten Überlegenheit nicht durch Trotz und Aufsässigkeit, sondern durch äußeren Gehorsam und unbedingte Fügsamkeit, sie werden typische Streber. Das verschafft Ruhe von „oben", bringt aber mit Sicherheit bald schwere Anfeindungen und Angriffe von „unten", von den „verratenen" Kameraden. Ein gewisser Mut gehört also auch hierzu, die Rolle des über der Klasse stehenden Strebers unbeirrt weiterzuspielen.

Auf keinen von den beiden Wegen bleibt, wie wir sehen, der Kampf aus.

Sonst gäbe es keinen Weg zwischen dem Aufsässigen und dem Streber, zwischen dem Kämpfer nach oben und dem Kämpfer nach unten. Ob er nicht mit einer klugen Vereinigung von beiden Richtungen den Versuch machen sollte? Warum nicht beide Rollen spielen? Eine gefährliche Sache zwar; er muß verdammt aufpassen, daß er sich nach keiner Seite zu weit vorwagt, und so den „Anschluß nach rückwärts" verliert. Aber Schlauheit und List ist immer noch leichter zu haben als Mut, das einzige, was er gar nicht hat. Also gilt es, musterhaft zu sein, einen fleißigen, verlässigen, braven Burschen zu spielen. Das gewinnt den Lehrer; damit hat er nichts von ihm zu gewärtigen; damit, daß man ihm scheinbar den Willen tut, kommt er über ihn. Über dem allen darf er aber ja nicht vergessen, nett zu den Kameraden zu sein, überall mitzumachen, ihnen zu zeigen, daß er doch einer von ihnen ist, daß er eigentlich genau so denkt wie alle, daß er, wenn es not tut, „Horchposten" machen kann. Unverbindlich läßt er dann auch durchblicken, daß er, wie alle, „auf den Lehrer pfeift".

Wenn er es recht bedenkt: Tut er schließlich nicht nur, was von ihm verlangt wird? Verlangt der Lehrer denn nicht bloß Fleiß und Aufmerksamkeit und legales Verhalten? Niemand gibt mehr, als von ihm verlangt wird. Hat der Lehrer schon einmal ernstlich den Versuch gemacht, hinter die Maske zu kommen? Hilft er denn aus den inneren tiefen Nöten? Was weiß er überhaupt von den Qualen des Zwiespaltes in dem Buben? Wie ihn der stete Kampf und dieses ewige „Auf-der-Lauer-liegen" niederdrückt? Wie der sich sehnt nach Ausgleich und Ruhe und Frieden, nach Mut? Will er denn die volle Wahrheit überhaupt hören? Es ist seine Schuld, wenn er betrogen wird. Endlich: Ist er so allein mit seiner Art zu leben? Tun das nicht „alle" Erwachsenen, daß sie zu „oben" anders sind als zu denen „unter" ihnen, daß sie „zwei Eisen im Feuer" haben?

Zu unserem Fall!

Hans B., inzwischen in der vorletzten Klasse angekommen, ist diesen dritten Weg gegangen. Er hat jetzt durch jahrelange Übung sich einen Kompaß verschafft, der ihn sicher durch die wirren Gänge des menschlichen Zusammenlebens leitet; er kann jederzeit eine Bremse anziehen, wenn ihn sein Streben nach Überlegenheit zu schnell nach vorwärts und aufwärts treiben will — der Gedanke an den „Anschluß nach rückwärts".

Der Anschluß nach vorwärts ist gesichert; der Schulbogen und die Berichte des Lehrers zeigen es. Nach rückwärts also!

Das öftere Zusammensein des Hans B. mit einigen Aufsässigen ist dem Lehrer aufgefallen, und auch, wie er sagt: „gar nicht angenehm", bis er bei Gelegenheit der Diebstahlgeschichte seinen „guten Einfluß" merkt und sich dessen bedient. Daß die Sache doch etwas anders war, hat er nicht erfahren. Seit zwei Jahren bestand nämlich schon eine enge Freundschaft zwischen einer recht merkwürdig zusammengewürftelten Gruppe. Da waren dabei: ein echter Draufgänger, der „Held der Klasse", ein schwerfälliger, ängstlicher, mutloser Bursch, Hans B., sein Bruder Fritz, frech und „schneidig", und noch ein dem Hans B. ähnlicher — fünf, die „Räuber von München-West". Zu der Zeit wurde hier am Rande der Großstadt sehr viel gebaut. Rund um die Schule lagen Bauplätze mit halb fertigen Wohnhäusern. Dahin zog nun jeden Sonntag, wenn die Arbeit ruhte und die Plätze verlassen dalagen, die Räuberbande. Man stieg über den Zaun, durchsuchte die Plätze und die Gebäude von oben bis unten und hatte seine Freude an der Befriedigung seiner Neugierde. Keine Schublade im Baubureau blieb undurchsucht. Sie siebten draußen Sand, sie fuhren ihn von einem Haufen zum andern, sie löschten Kalk und mischten Kalkmilch mit Zement und Sand — sie freuten sich am Neuen und an der Arbeit. Allmählich wurde dies langweilig. Es mußte mehr Spaß dabei sein. Sie wetteten nun, wer das Fenster da drüben auf den ersten Wurf einschmeißen

könne, wer drei Bleistifte aus der Bauhütte auf einmal abbrechen könnte, und so in der Art weiter. Eine Frage beherrschte die ganze Gesellschaft: „Wer traut sich das?“

Wer traut sich, Zement in die Schublade mit Plänen und Zeichnungen zu schütten und dann eine Kanne mit Wasser daraufzugießen? Wer traut sich, das Petroleumfaß für den Ölmotor in die Kalkgrube zu werfen? Wer traut sich, in den Koksofen, der oben im dritten Stock die Zimmer austrocknen soll, ein in Petroleum getauchtes Brett zu werfen? Wer traut sich, mit Feuerwehr zu spielen und den Brand mit Kannen und Kübeln zu löschen? Wer traut sich, drei Rollwagen vom Berg herunter in den Abgrund der Kiesgrube sausen zu lassen? Wer traut sich, zwischen die hölzerne Verschalungswand für die Betonmauer, die bis zum ersten Stock hinaufgeht und noch unausgefüllt sind, Besen und Schaufeln zu werfen? Ein Vorschlag wollte den andern übertrumpfen, ein Bursch steigerte sich am andern und entschädigte sich zugleich damit, daß er nach seiner Tat etwas noch Größeres verlangte. Und alles wurde ausgeführt! Das ging über ein halbes Jahr. Man suchte sich weit auseinanderliegende Bauplätze, und erkundete in jedem Fall sehr vorsichtig. Es kam nie auf. Eine polizeiliche Anfrage bei der Schule brachte nichts heraus. Die übernommene strengste Verschwiegenheit wurde gehalten.

Hans B. erzählt von der Rolle, die er bei den Streichen spielte. Ihm war gar nicht wohl zumute dabei. Er hatte immer eine „furchtbare Angst“, es könnte aufkommen. Er war der, der unter dem Vorwand der Vernünftigkeit zur Mäßigung und sogar zur Umkehr riet. Deswegen wurde er oft als Feigling verschrien, und er konnte seinen Ruf nur dadurch wiederherstellen, daß er, „zitternd vor Angst“, einen noch schlimmeren Streich machte, und so bewies, daß er schon Schneid hätte, wenn er wollte. Für gewöhnlich hatte er dieselbe Rolle gespielt wie im Märchen der Fuchs, der immer wieder durch die Kellerlucke springt, und so versucht, ob er noch schmal genug ist, um entwischen zu können. Daß er mitging, hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß er damit zu der gefürchteten Räuberbande gehörte, von der man in der Klasse mancherlei munkelte. Es war höchst ehrenvoll, ihr zuzugehören. Damit bewies er den Klassenkameraden, die wegen seines Verhaltens zum Lehrer mißtrauisch geworden waren, daß er schon ein Kerl sei und daß das Musterhafte an ihm eigentlich nur eine Art Schutzfarbe sei, daß er aber ganz zu ihnen gehöre.

Nachdem die Bauplatzgeschichte aufgehört hatte — es war allmählich zu unsicher geworden — mußte etwas Neues, noch Schneidigeres erfunden werden. Nun erst machte die Sippe ihrem Namen Ehre. Sie kamen auf einer kleinen Anhöhe, von der aus man Straßen und Wiesen ringsum überschauen konnte, an den schulfreien Nachmittagen zusammen. Der Häuptling — der „Draufgänger“ — bestimmte, was sie heute bringen sollten: Du schaust, daß du Käse oder Heringe bekommst, du mußt Wurst bringen, ich schau, daß ich etwas zu trinken erwische. Hans B. erzählt dazu: „Ich weiß noch gut, wie ich einmal einem Wagen einer Feinkosthandlung durch die ganze Stadt München nachgelaufen bin, hinten angehängt. Ich schob meine Hand unter die Zeltdecke des Wagens und tastete, was darinnen zu finden sei. Immer, wenn ich ein Stück herausziehen wollte, hörte ich den Warnungspfiff meines Begleiters, der hinten nachlief und bei Gefahren pfiff. Endlich am anderen Ende der Stadt hielt der Wagen. Der Kutscher ging in das Geschäft, um Sachen abzuholen. Diese Zeit benützte ich — voller Angst — einen Würfel Backsteinkäse herauszunehmen und davonzulaufen. Wir wir heimkamen, hatten sie eine Büchse eingemachte Heringe und zwei Flaschen Punschessenz beisammen.“ Die Beute wurde immer an Ort und Stelle vertilgt — so gut es ging — und der Rest vernichtet. „Ich hatte aber keine Freude an allem. Meine Angst vor dem Erwischtwerden ging nicht weg. Ich durfte es aber keinem sagen. Da wäre ich dann der größte Feigling gewesen.“

Er hatte überhaupt immer Angst; auch da, wo er das Erwischtwerden nicht zu fürchten brauchte. So haben die Räuber einmal eine Forschungsreise unter die Stadt gemacht. Der Häuptling wußte eine Stelle, wo ein Abwasserkanal an der Isar einmündet, der für gewöhnlich ganz wenig Wasser führte. Er brachte zu einer Zusammenkunft das Waschseil seiner Mutter und eine Kerze mit. Sie gingen zur Mündung des Kanals, banden sich das Waschseil um den Leib — „ich machte den Letzten“ — der Häuptling zündete die Kerze an, und dann ging es hinein in den Kanal. Der machte bald eine Biegung und es wurde stockfinster. „Ich hörte über uns das Rollen der Wagen und Straßenbahnen, neben uns das leise Tropfen und Fließen des Wassers; ich fürchtete mich sehr. Wir waren vielleicht 200 m weit drin, da löschte mein Bruder ‚zum Spaß‘ die Kerze aus. Ich konnte mich nicht halten und fing vor Furcht zu weinen an. Weil auch die anderen zwei zu mir halfen, mußte der Häuptling und mein Bruder umkehren.“ Seine Rolle bei den Streichen war die des Gehirns der anderen, des einzig Vernünftigen, ohne den „sie schon hundertmal erwischt worden wären“, des Überlegenen also, der die andern durch seine Voraussicht rettet. So war der „Feigling“ innerhalb der Bande wettgemacht, er galt wirklich als geistiges Haupt und genoß um so mehr das Ansehen bei der Klasse. Dies war dann das Gegengewicht gegen die Angst.

Und das ist der gleiche Bursch, der die Note 1 nirgends verliert, von dem der Lehrer sagt: „Wenn ich 40 solche hätte, dann wäre das Schulhalten eine Freude“, der in derselben Zeit auch wieder am Sonntag früh um halb 4 Uhr aufsteht, um seinen religiösen Pflichten nachzukommen! Welches ist das wahre Gesicht? Keines! Beides sind Masken. Beide Seiten entstammen derselben Wurzel: Der Entmutigung, und beide dienen ein und demselben Zweck: dem Hunger nach Anerkennung und Geltung!

Welch große Rolle spielt bloß die Angst in seinem Leben! Er hat Angst, er könnte einmal nicht lauter Einser im Zeugnis bekommen. Er hat Angst, in der Schule könnten seine schwachen Seiten aufkommen; er hat Angst vor dem Erwischtwerden, er weint als 14jähriger Bursch noch aus Angst vor der Dunkelheit. Und trotzdem bleibt er bei der Sippe. Aus Angst, er könnte als Feigling verschrieen werden und damit seine Rückendeckung verlieren. Die aber braucht er unbedingt, wiederum aus Angst, sein doppeltes Spiel könnte aufgedeckt werden. Daß er dies ungerade Spiel aber nicht aufgibt, hat seinen Grund in nichts anderem, als in der großen Angst und in dem subjektiv ungeheuer aufgebauschten Gefühl von Schwäche, daß er auf geradem Wege nicht mitmachen könne.

Seine Träume aus der Zeit sind denn auch nichts anderes als eine große Variation über das Thema: Angst vor der Aufdeckung sorgfältig geheim gehaltener Mängel. So ist er plötzlich in feiner Gesellschaft barfuß. Im Winter entdeckt er auf der Straße, daß er keinen Mantel anhat und daß alle Leute seine zerrissene Joppe sehen können. Er ist bei Menschen, bei denen er gern einen Eindruck machen möchte, plötzlich ohne Kragen, ohne Krawatte, ohne Hosen.

Wieviel Energie ist verschwendet worden! Wie weit wäre der Mensch und mit ihm die Gemeinschaft vorwärtsgekommen, wenn die durch diesen steten Kampf, durch die ewigen Winkelzüge aufgebrauchte Kraft hätte aufbauend wirken können. Wie unendlich weit ist dieser gelobte Musterknabe weg von dem geraden, einfachen, ursprünglichen, aufrechten Menschen, der sich so entwickeln konnte, weil eine einsichtige Erziehung ihm durch gütige Ermunterung über kindliche Schwächen hinweggeholfen hat, weil sie ihn nicht aufforderte, sich an andern ein Beispiel zu nehmen, sondern weil sie ihn durch nie rastende Ermutigung in den Stand versetzt hat, seine Sachen gut zu machen.

Wieviel Verängstigung und innerer Kampf wäre so dem gepeinigten Kinde erspart und wieviel kindliche Freudigkeit am gelungenen kleinen Werk, wieviel ungetrübte, unschuldige, heitere Kinderjahre wären ihm statt dessen geschenkt worden.

So hat ihn die Schule ins Leben entlassen. Er hat dort seine Rolle getreulich weitergespielt und ist — um das Opfer des inneren Friedens auf vielen krummen Wegen vorwärts gekommen. Nach vielen Jahren erst wurde ihm in einer individualpsychologischen Behandlung der Sinn und das Ziel in seiner bisherigen Lebensart aufgedeckt und ihm geholfen, langsam das Selbstvertrauen zurückzugewinnen, das ihm erlaubte, nun offen und aufrecht seinen Weg in der Gemeinschaft zu gehen.

## V.

# Einige Einwände

### Wie soll man das alles erfahren?

Wenn auch die Buben seltener sind, die — wie Bruno — einen so großen Einblick in ihr Leben durch ihre Aufsätze geben, so tut uns doch gerade die Aufsatzstunde sehr gute Dienste. Durch sie bekommen wir vom inneren Stand jedes einzelnen Buben wenigstens in groben Umrissen ein Bild. Themen, die dazu helfen:

Vom Vater:

Wenn der Vater lustig ist.
Wenn der Vater schlecht aufgelegt ist.
Wie mein Vater noch ein kleiner Bub war.
Die Geschichte, die mein Vater am liebsten erzählt.
Was mein Vater zu meinem Zeugnis gesagt hat.

Von der Mutter:

Die Mutter am Zahltag.
Wenn die Mutter am Abend mit der Arbeit fertig ist.
Wenn die Mutter grantig ist.

Mein liebster Bruder. Von meinem Freund: Wie ich mich einmal mit ihm zerkriegt hab'. Was mir an ihm besonders gefällt. Das Schönste, was wir mitsammen erlebt haben. Von unserer Wohnung. Von unseren Nachbarskindern. Von meinen Spielkameraden. Mein liebstes Spiel. Von Geschichten, die ich gelesen habe: Die lustigste (traurigste, spannendste) Geschichte. Ehe ich zur Schule ging (was mir meine Mutter davon erzählt hat). Mein erster Schulgang. Warum ich meine erste Strafe in der Schule bekam. Eine eigensinnige Geschichte. Wie ich einmal trotzig war. Wie es an Weihnachten (Neujahr, Ostern, Kirchweih) bei uns daheim war. Was wir daheim am Sonntag tun.

Wenn ich jetzt 100 Mark hätte. Wenn ich einen Zauberstab fände. Was ich werden will. Was ich mir als Kleiner gewünscht hab'. Ein schwerer Traum. Ein sonderbarer Traum. Mein liebstes (unliebstes) Fach in der Schule.

Nehmen wir zu dem, was wir an ihm und von ihm sehen, das hinzu, was wir durch Eltern, Geschwister und Kameraden gelegentlich erfahren, so gibt das alles zusammen gewöhnlich soviel Kenntnis von jedem einzelnen, daß wir damit auskommen. Wo es nicht ausreicht, besprechen wir uns nach Schulschluß oder auf dem Heimweg mit ihm. Nur in den ganz schlimmen Fällen, die neben der Ermutigung in der Schule auch ein Vertrautsein mit der Entwicklung der ungemeinschaftlichen Stellung des Buben nötig machen, werden wir mit ihm bei uns zu Hause eingehend sprechen. Voraussetzung eines Erfolges ist dabei aber, daß das Ganze vollkommen ungezwungen geschehe.

Der Fragebogen („Individualpsychologische Zeitschrift", II. Jahrgang, Nr. 2) ist für den Anfang als Vorbereitung jeder solchen Besprechung sehr wertvoll; aber auch nur als Vorbereitung und nur dann, wenn wir uns nicht unter allen Umständen dran halten, und so Zwang in die Unterhaltung bringen wollen.

### Ich habe fünfzig Kinder; wie sollte da individuelle Behandlung möglich sein?

Leider ist es so, daß wir zuviel Kinder in der Klasse haben. Weil wir als einzelne das aber nicht ändern können, müssen wir wohl oder übel versuchen, damit fertig zu werden.

Es ist nun schon nicht so, als ob alle fünfzig, die wir vor uns haben, eine besondere individuelle Behandlung nötig hätten. Ein guter Teil unter ihnen ist so sicher, daß er allein stehen kann. Die machen ihre Arbeit und erfüllen ihre Pflichten in der Gemeinschaft der Klasse ohne viel persönliche Fürsorge um sie. Zwischen diesen Gesunden sitzen die sogenannten „Nervösen", die Zerstreuten, die Fahrigen — die Unsicheren. Wenn wir die gar nie entmutigen, wenn wir sie auch in den schlechteren Fächern nie drängen (wir können dies, wenn wir selber uns vom „Stoff" nicht drängen lassen und wenn wir nicht nach einer „Musterklasse" streben wollen), wenn wir für sie besonders das Wort gelten lassen: „Größte Nachsicht ist gleichzeitig größte Gerechtigkeit" (Mereschkowski), wenn in der Klasse eine liebevolle Atmosphäre geschaffen wird — dann werden diese „Nervösen" ruhiger, sicherer, tätiger, im Rahmen unserer gemeinsamen Arbeit, ohne besondere individuelle Behandlung. Und was macht es auch aus, wenn wir einmal allein zu einem solchen ein paar ermunternde Worte sprechen, wenn es wieder gar nicht mehr gehen will.

Die Dritten endlich, die ganz Ungemeinschaftlichen, die Rohlinge, die Trotzigen, die krankhaft Ängstlichen sind in keiner Klasse so viele, daß man sich mit ihnen nicht allein abgeben könnte. (Daß ihre Behandlung ohne großen Zeitverlust außerhalb der Schulzeit möglich ist, soll später gezeigt werden.) Davon abgesehen scheint es so, als ob es gar nicht in unser Belieben gestellt wäre, diese Dritten individuell zu behandeln oder nicht. Wir können versuchen, sie zu unterdrücken, sie niederzuhalten, sie mit allen unseren Mitteln zum Gehorsam und zur Unterwerfung zu zwingen. In den leichteren Fällen wird es ein ewiger Kampf werden, denn sie werden jeden unbewachten Augenblick benützen, sich Mitverschworene zu sichern und den Zwang abzuschütteln. Der Frieden und das ruhige, ungestörte Arbeiten in der Klasse ist dahin. Die es mit dem Lehrer halten (auch die, die das aus nicht besonders edlen Ursachen tun), werden schon allein dadurch zu der pharisäerhaften Anschauung kommen, daß sie besser seien als „jene Sünder". Da braucht der Lehrer das noch gar nicht zu tun, was er doch so oft tut: daß er sie den anderen als Muster hinstellt. Können wir, wenn wir die Früchte dieser Erziehung uns einmal ganz klargemacht haben, anders, als diese Schwierigen so zu behandeln, wie es gezeigt wurde? Auch (dies besonders zur Beruhigung derer, die fürchten, die Gesunden kämen in solch einer Klasse zu kurz) zum Nutzen aller anderen in der Klasse. Werden die nicht an ihrem besten Teil, an ihrer mitmenschlichen Seite gewinnen, wenn wir sie — ähnlich wie beim Bruno und Ernst — aufrufen, an seiner Wandlung tätig mitzuwirken, wenn wir sie an seinem Wohl und Wehe beteiligen, wenn wir ihnen soweit die Mitverantwortung geben, daß seine Fortschritte auch zu ihren Fortschritten werden?

Wird da nicht auch den Helfern geholfen?

Es ist also schon möglich, die an den Beispielen gezeigte Art auch in großen Klassen durchzuführen; die Beispiele selber stammen aus solchen. Wie weit und tief man freilich in halb so großen Klassen käme, das läßt sich nur ahnen!

### Wird damit nicht unsere Privatzeit zu sehr in Anspruch genommen?

Das allermeiste, was wir zur Ermutigung tun können, geschieht im Rahmen der gemeinsamen Schularbeit. Die Klassengemeinschaft ist das Übungsfeld für den Entmutigten. Wenn wir die paar Elternabende im Jahr, den kleinen Rechen- und

Schreibkurs zu Anfang des Schuljahres und die gelegentlichen Besprechungen mit den einzelnen Buben zusammenzählen, so wird die freie Zeit, die wir daran wenden, nicht ins Gewicht fallen. Dies besonders, wenn wir dagegen etwas eintauschen, was mit Zeit und Geld nicht zu erkaufen wäre: dies, daß wir nun auch in der Schule und da ganz besonders zu den schwierigen Kindern menschlich sein können. Wir haben es ja immer gewollt, daß wir auch in den vier Wänden des Schulzimmers so wie in unserem übrigen Leben ruhig, ohne Schelten und Schimpfen und ohne Gewalt auskämen. Zwei oder drei ewig Unbotmäßige aber brachten es regelmäßig dahin, daß wir — gegen unseren Willen — doch in die Bahn der Gewalt gedrängt wurden. Dieser Zwiespalt wurde noch verstärkt dadurch, daß wir in fast allen solchen Fällen, wo wir zum letzten Erziehungsmittel, dem Stock, griffen, wußten oder dunkel fühlten, daß das geschlagene Kind kein schönes Leben hinter sich hatte, daß ihm alles Reine, Kindliche, schon seit es denken konnte, genommen war.

Auf der anderen Seite freilich gab es dann schon Mittel, das Gewissen zu beruhigen. Ein Blick in die Vergangenheit zeigte uns, „daß es schon immer so war“. Blickten wir um uns, so sahen wir, „daß es die anderen auch so machen“. Und die Wissenschaft gab uns bequeme Hilfen, die Verantwortung von uns zu schieben; „Krankhafte Veranlagung — Vererbung“, das sollte uns die Überzeugung geben, daß wir an den schlimmen Fällen nicht auch mitschuldig seien. Dieses quälende Doppelleben — hier der Mensch und dort der scheltende, strafende Lehrer — diesen inneren Unfrieden und all die halben Beruhigungen sollten wir nicht gern von uns werfen, wenn es um den Preis von ein paar freien Stunden im Monat geht?

### Werden nicht viele Eltern zu Hause das niederreißen, was wir in der Schule aufbauen?

Es ist richtig, wir müssen den möglichen schlechten Einfluß mancher Eltern mit in unsere Pläne aufnehmen. Sie können wirklich in vielen Fällen unsere Arbeit zunichte machen, wenn es uns nicht gelingt, sie für uns und unsere Menschenbehandlung zu gewinnen. Ein Schritt dazu ist getan, wenn wir bald nach Übernahme der Klasse alle Eltern zu einer gemeinsamen Besprechung zusammenrufen. Sie hat zunächst den einen Zweck, uns und unsere Art, ohne körperliche Strafe erziehen zu wollen, vorzustellen. Ein praktischer Fall als Mittelpunkt der Besprechung, in seine Vorgeschichte und Zusammenhänge untersucht, bringt den Beweis, daß man auch so — in schlimmen Fällen vielleicht *nur* so — zum Ziel kommen kann; daß das Mißtrauen, mit dem fast alle Eltern dem Lehrer entgegenkommen, der von „altbewährten“ Grundsätzen abgeht, zum wenigsten solange unberechtigt ist, als sie keine Taten von ihm gesehen haben.

Sehen wir nun später an einem Buben, daß ihn die Eltern so stark entmutigt haben oder noch immer weiter entmutigen, daß er in der Klasse mutlos (dumm, schüchtern oder frech) ist, dann müssen wir natürlich versuchen, sie umzustellen, wenn wir unsere ganze Arbeit nicht von vornherein zur Erfolglosigkeit führen wollen. Wir werden — wie im Fall Ernst — die Arbeit in der Schule beginnen und ihn dort mutiger machen; durch das Anknüpfen an seine gute Seite, durch das Ordnungsamt, das ihn verantwortlich beteiligt an der Klassengemeinschaft, durch eine besondere Förderung in seinen schlechten Fächern, durch die Aussprache mit der Klasse, die sie an seinem Schicksal teilnehmen läßt, und durch eine allgemeine gütige, ruhige Behandlung, die alles Drängen und alle Ungeduld meidet. Wenn sich die Besserung im Buben nun auch in seinem Äußeren zeigt (wie er sich ruhiger und zuversichtlicher benimmt, wie seine Leistungen besser werden), dann können wir sie auch den Eltern zeigen. Das macht gewöhnlich auch die rechthaberischesten unter ihnen zugänglicher. Wenn wir ihnen nur dabei auch zeigen, daß wir für ihre Stellung Verständnis haben, daß wir ihren guten Willen anerkennen, und wenn wir keinerlei Zugeständnis von ihnen *verlangen*, daß sie es bisher ganz falsch

gemacht haben, dann werden sie es schon um einige Grade milder versuchen. Wenn wir es fertig bringen, in aller Ruhe, ohne jede Spitze gegen sie, die Ergebnisse ihrer Art zu erziehen, denen der unseren gegenüberzustellen, wird auch das die Wirkung auf sie nie verfehlen. Freilich gibt es auch Eltern von dem Schlage des Vaters von Karl H. Da kann nur versucht werden, den schlechten Einfluß wirkungslos zu machen.

### Wird damit nicht der „Stoff" zu kurz kommen?

Schier bei allen Frechen und Trotzigen fehlt es wenigstens in einem Fach. Sie sind — so wie Karl H. — im Laufe der Jahre und mit ihrer wachsenden Entmutigung — „nicht mehr mitgekommen" und als notwendige Folge frech geworden. Hat nicht da der Stoff gelitten? Bei uns ist es mit ihnen nur besser geworden. Wir haben ihnen erreichbare und sie „reizende" Aufgaben vorgelegt, sie nach ihrer Bewältigung dafür anerkannt und sie so langsam befähigt, wirklich mitzutun. Weil so der Stoff wesentliches Mittel zu ihrer inneren Förderung war, haben alle „Schlechten und Unbegabten" auch im Stofflichen gewonnen. Werden aber die „Guten", wenn sie auch erziehlich bestimmt keinen Schaden leiden, wovon schon die Rede war, werden die aber im Stoff nicht vernachlässigt werden? Gewiß würden sie an Begabtenschulen mehr Stoffmengen hinter sich bringen. Wenn sie aber bei uns gelernt haben, sich von einem unverträglichen, rauflustigen Kameraden nicht aus ihrer Bahn drängen zu lassen, wenn sie unbekümmert um seinen rohen Ton freundlich zu ihm bleiben — sind sie dann für das Leben nicht besser vorbereitet als einer, der mit dem Kopf voll Wissen und der Seele voll Ehrgeiz an der einfachsten menschlichen Aufgabe scheitern muß? Es muß unsere Aufgabe sein, gerade die „Begabten" davon abzubringen, daß sie dem falschen und verderblichen Wort „Wissen ist Macht" nachlaufen; gerade ihnen, die sie auf Grund ihrer Fähigkeiten so vielen Versuchungen ausgesetzt sind, kann nicht eindringlich genug das weit höhere Ziel „Mitmenschlichkeit" gezeigt werden und erlebt werden lassen.

### Also soll man einem Buben, der zu uns frech gewesen ist, gut zureden?

Wenn „gut zureden" heißt: eine Moralpredigt halten, dann nicht; denn wir glauben mit allen Einsichtigen nicht, daß die schon einmal einen Menschen von seinen Abwegen zurückgebracht haben wird.

Der Antwort auf die Frage kommen wir näher, wenn wir die zwei Auffassungen vom Wesen der bösen Tat einander gegenüberstellen.

Ein Beispiel: Ein Bub fügt sich als einziger der Anordnung, ruhig die Treppe hinunterzugehen, nicht. Er lärmt und stürmt hinunter, belästigt die anderen und balgt sich schließlich schon unter der Ausgangstür mit einem anderen. Für die einen unter uns ist dies ein Ausbruch der Bosheit, des Ungehorsams, des Trotzes, die gebrochen oder unterdrückt werden müssen. Die Tat ist das Wesentliche, sie und ihre Folgen sollen in eindringlichen Inquisitionsszenen möglichst deutlich werden, sie ist der Anfang einer Entwicklung, die auf keinen Fall weitergehen darf. Im Täter ist die vielleicht „vererbte" Verderbtheit eben noch nicht gebändigt; er ist an Gehorsam noch nicht genügend gewöhnt. Das Ziel der jetzt einsetzenden Erziehungstätigkeit — in fast allen Fällen irgendeine „wohlverdiente" Strafe — ist erreicht, wenn die Ordnung wieder hergestellt, wenn sein Gehorsam auch auf dies Gebiet ausgedehnt ist. Wenn der Bursch daraufhin vielleicht weitere Streiche macht, so hat der Lehrer jedenfalls sein Möglichstes getan, um ihn zu bessern.

Für die andern Lehrer stellt sich alles ganz anders dar. Die Tat rückt zunächst aus dem Gesichtspunkt des Lehrers. Weil sie das Ende einer Entwicklung ist, ist es vielleicht wichtiger, deren Anfang und Verlauf kennen zu lernen (was hätte es zum Beispiel für einen Sinn gehabt, den Musterknaben Hans B. wegen seiner

Diebereien im Dienste der Räuberbande zu bestrafen, wenn ihn damals ein Zufall entdeckt hätte? Hätte man ihm geholfen? Hat dem Karl H. nach seinem monatlangen Streunen die Strafe geholfen, die ihn zu Hause erwartet hat?). Damit, daß die ungemeinschaftliche Tat als eine notwendige Folge der inneren Entmutigung verstanden wird, verbietet sich alles Zwingen zum äußerlichen Gehorsam. Unsere Einwirkung kann nur sein, dem Buben zu helfen, sich vom inneren Druck freizuarbeiten, nicht aber, ihm erst recht noch einen Druck aufzuerlegen.

Dazu wird es aber wirklich **neben manchen anderen Dingen** nötig sein — um die Frage jetzt zu beantworten — daß man sich mit einem frechen Schüler ruhig und gütig bespricht. Wer es nicht tut, muß damit rechnen, daß er in schwereren Fällen höchstens geheuchelten Gehorsam und äußere Unterwerfung erreicht, die beide abgeworfen werden, wenn der Zwang aufhört.

Ist für so schwierige Fälle nicht die Besserungsanstalt da?

Wenn nicht ganz schlimme häusliche Verhältnisse es unbedingt nötig machen, behalten wir einen stark Ungemeinschaftlichen und Friedensstörer schon lieber bei uns. Die Besserungsanstalt steht unter dem Volk leider immer noch in dem Ruf, als sei sie eine Art Jugendgefängnis. Wer dorthin gebracht wird, fühlt sich aus der Gemeinschaft ausgestoßen. In der Anstalt findet er lauter solche, die, wie er, draußen versagt haben. Wieviel schwerer muß es ihm dort sein, anständig zu leben als bei uns in der Klasse, die wir es doch über uns gewinnen können, nett zu ihm zu sein und ihm den Anschluß zu erleichtern? Daß außerdem in den allermeisten Anstalten bei den Erziehern pessimistische Ansichten vorherrschen, ist fast verständlich. Vor ihnen häufen sich die schlimmeren Fälle. Wenn wir vier solche unter unseren 50 Buben haben, ist's schon viel; so viele andere sind auch wieder freundlich und fröhlich. Dort aber hat ein Erzieher bloß Finstere und Trotzige vor sich. Endlich aber: Stellen wir uns nicht leichter von der bisherigen Methode der äußeren mehr oder weniger gewaltsamen Einwirkung um auf jene andere, die den Ungemeinschaftlichen ermutigt und hilft, sich seine innere und äußere Sicherheit zu erringen? Hier liegt es nur bei uns allein, dort aber müßte eine ganze Anstalt mit allem, was damit zusammenhängt, heraus aus ihren alten, tief eingefahrenen Geleisen; hier ein Mensch — dort eine Institution.

---

## VI.
# Schlußwort

Damit sind wir am Ende. Wir haben gesehen, daß die Schwierigkeit bei den Kindern eine Folge ihres gestörten Verhältnisses zum Gemeinschaftsleben ist.

Bruno war bloß deshalb unzugänglich, weil er nicht guter Mitspieler und Mitarbeiter in der Klassengemeinschaft sein zu können glaubte. Ernst kämpfte mit seinen Mitteln um seine Sonderstellung als verhätscheltes Kind; an ihm ist die ängstliche Seite als Zeichen der Furcht vor der Gemeinschaft ohne weiteres klar. Bei Karl bröckelte die Bereitschaft zum Mittun langsam ab, bis sie durch ein an sich geringfügiges Ereignis ganz erlahmt und er sich zur Mitarbeit unfähig fühlt und ausreißt. Auch bei Hans B. ist es nur die eine große Angst, auf geradem, ehrlichem Wege nicht mittun und seine führende Stellung behaupten zu können, die ihn zu der merkwürdigen Mischung von Musterknaben und jugendlichem Dieb bringt.

Also bei allen eine große Störung ihrer Beziehungen zur Gemeinschaft, von ihnen erlebt als ein Ausgeschlossensein aus dem Kreis der anderen, und bei allen der krampfhafte Versuch, dieses Sich-ausgeschlossen-fühlen unter allen Umständen zu verbergen, aus der Not eine Tugend zu machen, immer aber ein ungemeiner Kraftaufwand, sich in der Vereinzelung zu behaupten und — wenn sich das Kind

in dieser seelischen Lage verhärtet — die fast sichere Aussicht auf ein unglückliches und Unglück verbreitendes Leben. Es ist nicht schwer, in den geschilderten Typen den Nachschub zu dem Heer der ungemeinschaftlichen, unduldsamen, nervösen und auch verbrecherischen Menschen in allen gesellschaftlichen Schichten zu erkennen, die unser eigentliches Elend ausmachen. Sie bilden die junge Armee, die dafür sorgt, daß das Übel mit den Alten nicht ausstirbt, sie tragen den Fluch weiter auf die Kommenden.

In den Fällen haben wir zu zeigen versucht, wie die Volksschule die Möglichkeit hat, die Ungemeinschaftlichen aus ihrer Absonderung und Vereinzelung zu erlösen und sie näher dahin zu führen, was ihnen und uns allen zum Heil wäre: zum Gemeinschaftsgefühl, zum Mitmenschlichkeitsgefühl, zur Nächstenliebe.

Bei der immer wachsenden inneren Not ist es die Pflicht der Schule, jeden Versuch zu machen, der Heilung verspricht. Die Individualpsychologie ist solch ein Versuch!

Man kann das, was sie erkannt hat und was sie in der Schule tun will — entkleidet von allem wissenschaftlichen Beiwerk — zusammenfassend an einem Bild ganz deutlich machen und so das Vorurteil zerstreuen, das dem Uneingeweihten ihr Name und ihre unmittelbare Vorgängerin in der Entwicklung der modernen Psychologie — die Psychoanalyse — einflößt.

In einem Zimmer spielen einige Kinder. Sie sind ebenso groß, daß sie allein laufen können. Das unsicherste und schwächste wird gleich am Anfang aus Unachtsamkeit umgestoßen. Es richtet sich auf und versucht — schon ein wenig ängstlich — wieder mitzuspielen. Weil die anderen ganz im Spiel aufgehen und weiter nicht sonderlich achtgeben, wird sich der kleine Unfall noch zwei- oder dreimal ereignen. Jetzt zieht sich das Kleine mutlos in die Ecke zurück und beobachtet von dort aus ängstlich und neidisch die frohe Laune der anderen. Ein ärgerliches Schelten, eine freundliche Ermunterung von uns, doch auch mitzuspielen und lustig zu sein, wird nichts helfen, weil er so unfreundlich und unkameradschaftlich hier in der Ecke sitzt; selbst nicht die Ermutigung, daß es genau so laufen könne wie die anderen. Das Kind hat ja Beweise, daß es das nicht kann. Mit Zureden wird also nicht viel erreicht. Wir werden das verschüchterte Kindchen gütig bei der Hand nehmen, auf seinen anfänglichen Widerstand nicht achten — auch nicht darauf, daß es jetzt weniger geht als gestern — wir werden es nun — so wie in den ersten Tagen des Laufenlernens — Schrittchen um Schrittchen machen lehren, wir werden oft und oft erleben lassen, daß es doch gehen kann, wir werden ihm Stützen an den rechten Ort stellen, wir werden jeden gelungenen Weg mit ermunterndem Lob begleiten, zu neuem anreizen, weitere Ziele stellen, wir werden auch die anderen im Zimmer spielenden Kinder anhalten, auf das unsichere und ängstliche achtzugeben, wir werden ihnen zeigen, wie sie ihm behilflich sein können, ohne daß sie aufdringlich ihr Können und sein Nichtkönnen betonen — eine lange, geduldige Mühe! Wer die nicht aufwendet, wer in dem Widerstand zu Anfang Trotz sieht statt Unsicherheit, wer mit ein paar freundlichen Worten auszukommen meint, wer Gewalt handhabt, wer auch nur in seiner beharrlichen Güte schwankend wird, der wird den Ängstlichen nicht aus seiner einsamen Ecke in die Mitte der fröhlichen andern locken, so sehr es dem selbst danach verlangt! Wir wissen: es ist nicht leicht, immer und überall der gütige Führer, der selbstlose Mensch, der geduldige, hingebende Lehrer, der einsichtige und unbeschränkt wohlwollende Erzieher, der hilfreiche, gemeinschaftliche Mitmensch zu sein, besonders zu denen, die unsere Kraft oft auf so schwere Proben stellen.

Wer sich aber auf den Weg zur inneren Ausgeglichenheit und Sicherheit — der Voraussetzung zu einem wahrhaft gemeinschaftlichen Menschen — machen will, der findet ganz starke Hilfe in der Individualpsychologie Alfred Adlers.

# Über Einfügung in die Geschlechtsrolle bei Schulkindern

Aus der Fachgruppe für Erziehungswesen des Vereines »Volksheim«, Wien, XVI., Koflerpark

Von cand. phil. MELKA SCHLAMM und ELLI ROTWEIN (Wien)

## I.

Die nachfolgenden Aufsätze stammen aus der vierten Klasse einer Wiener Privatvolksschule mit Koedukation, sind also von neun- bis zehnjährigen Kindern verfaßt. Gelegentlich eines Zerwürfnisses zwischen Buben und Mädchen versuchte die Lehrerin über die Ursachen dieses und ähnlicher Konflikte mit den Kindern zu sprechen und schlug ihnen vor, niederzuschreiben, was sie über Buben und Mädchen dächten. Aus den Aufsätzen, von denen im folgenden Teile mitgeteilt werden, geht hervor, daß diese neun- bis zehnjährigen Kinder sehr ausgeprägte Anschauungen über das Problem haben.

Die Buben sind fast ausnahmslos mit ihrer Geschlechtsrolle zufrieden, während die Mädchen in einer ganzen Reihe von Aufsätzen klar den Wunsch aussprechen, Buben zu sein, obwohl sie in diesem Alter über die Unabänderlichkeit ihrer Rolle vollkommen orientiert sind. Sie motivieren ihren Wunsch manchmal in geradezu erschütternder Weise:

1. „Ich möchte viel lieber ein Bube sein, den ein Mann kann sein Brot verdinen, und kann in Kriek gehen. Aber eine Frau kann (kein) nicht sogut sein Brot verdienen und kann kein Krig machen. Denn eine Frau kann nur parstunden arbeiten, zumbeischpiel wenn eine Frau auf dem Felde eine gute Stunde arbeitet dann feld sie zusammen, aber ein Mann der kann ein ganzer Tag arbeiten. Drum möchte ich ein Mann sein."

Es ist begreiflich, daß ein Mädchen mit solchen Vorstellungen von der weiblichen Leistungsfähigkeit keinen Mut zu Leistungen aufbringen wird.

2. „Am liebsten möchte ich ein Bube sein. Der Bube hat nämlich sehr viel Voerteile. Erstens hat ein Bube viel mehr Berufe. Zweitens kann ein Bube wenn er groß ist, weite Reisen machen, während ein Mädchen zu Hause kochen und aufräumen muß. Drittens kann der Bube auf Arbeit gehen und Geld verdienen, während das Mädchen bloß zu Hause näht. Jeder Mensch ist nicht zufrieden, denn die Mädel möchten Buben werden und die Buben möchten vielleicht auch Mädels werden. In der Jugend bekommen die Buben Schlösser, Eisenbahnen usw. während die Mädchen Puppen und dergleichen spielen. Die Buben haben auch mehr Freiheit, während ein Mädchen gesittet zu Hause sitzen muß. In der Schule habe ich eine Freundin, ich hätte vielleicht auch einen Freund, aber die Buben mögen die Mädeln nicht, so läßt sich also nicht machen. Die meisten Buben sind wild und ungezogen, aber es gibt auch brave. Ich finde daß die Buben und Mädchen gleich sind, nur hat der Bube Hosen und kurze Haaare. Es gibt selten ein Kind, das mit einem Buben, oder ein Bube mit einem Mädchen zusammen sitzt. Ich finde das nicht hübsch. Es sollten alle Freunde sein."

In diesem Aufsatz ist systematisch alles aufgezählt, was tatsächlich heute noch vielfach die beneidete Stellung des Mannes ausmacht: Beruf, Freiheit, Gelderwerb, „in der Jugend" Schlösser, Eisenbahnen, das Mädchen muß „sittsam" sein, kochen usw., also durchwegs „minderwertige" weibliche Arbeit verrichten.

3. „Ich möchte viel lieber ein Bub sein. ein Bub kann in der Welt viel mehr werden. Ich glaube nicht, daß ein Mädchen es nicht so weit bringen kann, (aber). Ein Bub kann Schuster werden, einn Mädchen nicht, sie kann nur Schusterin werden und kochen. ihr Mann arbeitet im Zimmer, die Frau in der Küche und sie haben beide kein schönes Leben. Wenn aber, hoffentlich ist es baldso, die Frau auch Schusterin werden kann, so arbeiten sie zusammen und machen sich das Leben schön, sie verdiene dann auch mehr und können sich eine Köchin halten..."

(Auffallend ist die Schrift dieses Kindes, sehr unregelmäßig, aber schon deutlich ausgeprägt.)

4. „Ich möchte viel lieber ein Bub sein, aber ich weiß nicht warum. Ich habe die Buben lieber wie die Mädchen ... Ich glaube daß die Buben nützlicher sind, wie die Mädchen, wenn sie klein sind nicht bestiemt, aber wenn sie groß sind ganz bestiemt."

5. „Wenn ein Junge einmal groß ist, kann er viel mehr Berufe kriegen als ein Mädel. Ein Junge kann Baumeister, Musikant, Feldarbeiter, Optiker, dann er kann auch ein eigenes Geschäft haben: Friseur, Raseur, Tischler und Goldarbeiter. Ein Mädel kann nur Schneiderin, Modistin und solches werden."

Auf der Rückseite dieses Blattes eine Zeichnung: In einem Dreieck (in Stammbäumen findet man manchmal das Dreieck als Zeichen für männlich, was dieses Kind natürlich nicht gewußt hat) ein Junge und daneben in einem Halbkreis ein Mädchen. Getrennte Welten!

Die gleiche Hochschätzung der männlichen und geringe Wertung der weiblichen Berufe findet sich in mehreren Aufsätzen, sowohl bei Mädchen als auch bei Jungen.

Sichtlich männlichen Protest zeigt Nummer

6. „Wenn ich einmal geheiratet habe, da möchte ich viel lieber ein Mädel haben als einen Knaben. Aber wenn es doch ein Knabe wäre, schlieslich und endlich bei der Türe könnte ich ihn doch nicht hinauswerfen."

Die geschütztere Lage der Frau, um die sie ja so mancher mutlose Mann beneidet, betont

7. „Wenn ich geheiratet habe, wünsche ich mir nur Mädchen, denn wenn dann wieder ein Krieg kommt, das ich nicht hoffe, und ich Knaben habe, so müssen sie einrücken, dagegen die Mädchen aber müssen nicht einrücken... Auch meistens sind die Mädchen braver..."

Daß Mädchen so viel vom Heiraten und von Kindern sprechen, während von den Jungen nur ein einziger diesen Gegenstand berührt, ist wohl zum guten Teil durch die Erziehungsmethode der gut bürgerlichen Kreise bedingt, aus denen diese Kinder stammen, aber auch in allen anderen Bevölkerungsschichten wird den Mädchen viel mehr als den Jungen vom Heiraten erzählt. — Die folgenden zwei Aufsätze sind von Mädchen verfaßt, die sich anscheinend, vorläufig wenigstens, gerne in das ihnen vorgeschriebene weibliche Schicksal fügen:

8. „... Wenn ich groß bin, möchte ich einen brafen Mann, der sehr reich ist und ein Auto hat, damit ich immer spazieren fahren kann. Und daß wir immer auf sein Gut fahren können und im Wald jagen gehn..."

9. „... Wenn ich groß bin, gehe ich nach Amerika. Dort will ich heiraten und drei Kinder haben..."

Die Schriftzüge dieses Mädchens sind besonders schön und regelmäßig, vielleicht ein Ausdruck der zum großen Teil abgeschlossenen seelischen Entwicklung.

Vier Mädchen haben die Buben sozusagen durchschaut und konstatieren, daß diese bloß mehr sein wollen, aber es nicht sind. Alle vier bejahen, mit mehr oder weniger Überzeugungskraft, ihre weibliche Rolle:

10. „Ich habe die Mädchen deshalb lieber als die Buben, weil Buben viel zu wild sind ... und die Rauferei entsteht dadurch, weil jeder Bub der erste sein will."

11. „Ich habe die Mädchen lieber als die Buben... Unter Buben und Mädchen finde ich folgenden Unterschied. In dieser Klasse glauben die Buben, daß sie mehr als die Mädchen sind."

12. „Ich möchte kein Bub sein... Ich habe die Buben deswegen nicht so gerne, weil sie immer mehr sein wollen, als die Mädchen."

13. „Buben und Mädchen vertragen sich nicht, weil sie verschiedene Gedanken haben. Deshalb vertragen sie sich wenn sie erwachsen sind, desto besser... Sie necken einen dann und halten sich für viel mehr als wir."

In den Aufsätzen der Buben zeigt sich auch wirklich, daß sie sich für mehr halten und daß sie sich verpflichtet fühlen, die Mädchen zu verachten:

14. „Ich bin sehr gerne ein Bub, mit Mädchen verkehre ich nicht, sie erzählen immer von Puppen..."

15. „Ich habe meistens Buben als Freunde, denn ich passe nicht gut zu Mädchen. Mit einem Mädchen kann man nicht so umgehn, als mit einem Buben, denn beim

geringsten, das man ihnen antut, heulen sie gleich wie wenn sie am spieß stecken würden..."

In anderen Aufsätzen werden genau so, wie bei den Mädchen, die höheren männlichen Berufe, die größere Freiheit usw. angeführt. Nur ein einziger Junge schreibt: „... mir ist ganz gleich, was ich bin. Die Mädchen machen meistens Puppenwäsche und solches Zeug. Ich nähe auch ganz gerne. Die Mama sagt, ich werde ein Schneider, ich aber sage, der verdient auch genug. Die Tante sagt, ich soll nicht so dumm sprechen. Ich finde das nicht dumm." — Er scheint sich gern, der Mutter zu Trotz, auf „weibliche" Art zu beschäftigen.

Im ganzen zeigen die Jungen ein weit geringeres Interesse für dieses Problem als die Mädchen.

## II.

Wir haben in einem Hort des Vereines „Freie Schule — Kinderfreunde" und in einer Tagesheimstätte der Gemeinde Wien an Mädchen und Jungen im Alter von neun bis vierzehn Jahren die Frage gestellt: „Bist du mit deiner Geschlechtsrolle zufrieden?" Von 25 Proletariermädchen drücken 21 Mädchen ihre Zufriedenheit aus. Sie sind gerne Mädchen, fühlen bewußt ihre Weiblichkeit, rühmen sich ihrer Vorzüge gegenüber den Jungen. Einige dieser Mädchen fühlen sich als die Besseren, Stärkeren, Geschützteren. Sie sehen im Elternhaus den Vater berauscht heimkommen. Es stoßt sie oft die schmutzige Arbeit des Proletariervaters ab. Diese Mädchen sind Zeugen von Szenen, bei denen der Vater gegenüber der Mutter der Schwächere ist. Die Mutter ist in vielen Fällen auch die wirtschaftlich Stärkere und somit der maßgebende Faktor der Familie. Aus diesen Erkenntnissen sind viele Antworten der Proletarierkinder zu verstehen. Wir werden auf die Gegensätzlichkeiten der Antworten der bürgerlichen Kinder aufmerksam. Diese sehen in den meisten Fällen den Vater als den Herrscher der Familie, wirtschaftliche Zusammenhänge sind ihnen selten geläufig. Die Mutter spielt in vielen Fällen eine untergeordnete Rolle. Ihre Tätigkeit wird vom Vater minder gewertet. Diese Wertung wird von den Kindern übernommen und spricht auch aus ihren Antworten.

Wir führen nun Antworten von Proletarier mädchen an, die sich als die Geschützteren fühlen. Sie tadeln die Rauflust der Jungen und sehen sich selbst als die Besseren, Edleren an. Wir glauben auch hier Milieueinflüsse als maßgebend für diese Antworten anführen zu dürfen. Antwort 1: „Ich bin gerne ein Mädel, die Buben sind sehr grob. Die raufen immer." Antwort 2: „Wenn ich groß bin, bin ich lieber eine Frau. Mann möcht ich nicht sein, weil der betrunken nach Hause kommt." Antwort 3: „Ich vertrage mich mit meinem Bruder nicht gut. Er ist wild und will immer raufen. Auch gehen die Knaben, wenn sie groß sind, in das Wirtshaus und vertrinken das Geld, daß sie gar keines haben. Auch raufen sie, so daß sie eingesperrt werden müssen." Antwort 4: „Ich möchte lieber eine Frau sein, weil der Mann muß in den Krieg ziehen." Ein Mädchen schildert, statt einer Antwort, eine Raufszene.

Aus anderen Antworten dieser Mädchen erkennen wir bewußte Weiblichkeit. Sie loben die Hausarbeit und sind mit ihrer Geschlechtsrolle zufrieden. Ihr sehnlichster Wunsch ist, als Frauen Kinder zu bekommen. Antwort 1: „Ich bin lieber ein Mädchen, wenn ich einmal groß bin, kann ich die Wirtschaft führen. Ich möchte ein Mädchen haben." (Zeichnung.) Antwort 2: „Ich bin lieber ein Mädchen, wenn ich groß bin, möchte ich gerne ein Kindermädchen werden. Auch als Kind bin ich gern bei kleinen Kindern." (Zeichnung.) Antwort 3: „Wenn ich eine Frau bin, möchte ich Buberln und ein Mädchen haben, und meinem Mann gehört das Buberl und mir das Mädchen. Und wenn die zwei Kinder groß sind, da werden sie auch heiraten." Antwort 4: „Das erwachsene Mädel kann sich an dem unschul-

digen Lallen der Kinder erfreuen." Antwort 5: „Ich will ein Mädchen sein, denn es ist schön, wenn man älter ist und sich dann Mutter fühlen kann."

Ergänzend zu der Zahl der mit ihrer Geschlechtsrolle zufriedenen Mädchen wären noch einige Antworten zu erwähnen, die auf Eitelkeit und bewußtes Betonen weiblicher Vorzüge hinweisen. Antwort 1: „Ich möchte ein Mädel sein, weil man sich stolz machen kann und singen können wir höher." Antwort 2: „Ich bin froh, daß ich ein Mädchen bin, weil Buben nicht so schnell Lieder lernen als Mädchen. Buben können nicht so gut tanzen." Antwort: „Zwischen Mädchen und Buben finde ich, das Mädchen achtet ihre Schönheit. Das Mädchen ist auch stolz darauf." Und ähnliche Antworten. Nur vier Mädcben von 25 wollen Buben sein. Es sind dies Kinder aus materiell bessergestellten Familien. Der Vater verdient als Chauffeur, als Kutscher mehr und erhält die Familie ausreichend. Sie wollen als Buben Fiaker fahren, als Männer Chauffeure werden. Sie lehnen jede Hausarbeit entschieden ab.

Wir wenden uns den Jungen zu. Einige von ihnen haben Stellung zu den Mädchen genommen. Sie bewundern ihre Kleider und sehen in ihnen stolze Geschöpfe. Es sind dies vier Buben, die besonders verwahrlost in das Heim kommen. Antwort 1: „Mir gfallt a Madl, weils stolz sein. Was die Buam net kenna." Antwort 2:„Ich habe die Mädchen in der Gruppe gern. Wenn ich groß bin, möchte ich ein reiches Mädchen haben. Wenn ich reich wäre, würde ich ihr ein Kleid kaufen." Antwort 3: „Die Mädchen gehen so stolz daher, als wären sie Prinzessinnen." Antwort 4: „Ich möchte ein Mädchen, weil sie gut ist, und die sollt bei mir sitzen, und wir werden nie streiten! — Wenn ich groß bin, so geh ich spazieren mit ihr, und da wird's uns gut gehen. Und ich freue mich schon, weil es schön ist!" In einigen Antworten sind Buben mit ihrer Geschlechtsrolle zufrieden. Sie betrachten die Mädchen als beinahe gleichberechtigt. Sie heben die Fähigkeiten der Mädchen in der Hauswirtschaft und im Umgang hervor. Einer hebt besonders hervor, daß er den Mädchen beim Spielen hilft, wenn sie von anderen Knaben angegriffen werden. Bei diesen Jungen spielt die Erotik eine maßgebende Rolle. Antwort 1: „Ich bin vollständig dafür, ein Bub zu sein, obwohl ich mich in ein Mädchen hineindenken könnte. Sie hat ihre mütterlichen Gefühle." Antwort 2: „Reinlichkeit und Ordnung herrscht bei dem weiblichen Geschlecht vor. Nur da kann ein Haushalt entstehen, wo Rauhes und Mildes sich paart." Antwort 3: Es wird ein Traum erzählt, wo der Junge sich als Siegfried sieht, einen Freund als Hagen. Siegfried rettet Kriemhilde, die ein Mädchen aus seiner Gruppe darstellt. Der Junge rettet als Siegfried seine geliebte Kriemhilde und tötet im Traum seinen Rivalen Hagen.

In zwei Antworten wollen Buben, wenn sie groß sind, als Männer für ihre Mutter sorgen. Der eine Junge ist das Kind eines Alkoholikers. Er sieht den steten Kampf der Mutter, lehnt den Vater scharf ab. Er will selbst die Rolle des Vaters übernehmen, aber sie besser ausführen. Der zweite Junge leidet ebenso unter dem Vater, er sieht dessen rohe Behandlung der Mutter gegenüber. Dieser Vater ist Quartalsäufer. Der Junge sieht die zukünftige Lösung in seiner Unterstützung der Mutter.

Vier Jungen lehnen die Mädchen aufs schärfste ab. Sie zählen alle Fehler auf, die sie an den Mädchen wahrzunehmen glauben. Sie sehen auf die Mädchen herab und fühlen sich durchaus überlegen. Sie sind gegen jede Hausarbeit und sehen aus diesem Grunde einen Vorteil ihrer Geschlechtsrolle. Antwort 1: „Ich will die Mädchen nicht, weil sie so fad sind, sie sind neugierig und frech." 2. „Ich will die Mädchen nicht, weil sie so sekkant sind und sie schimpfen und sind feig, neugierig usw." 3. „Ich bin froh, daß ich ein Bub bin, denn ich brauch nur wenig häusliche Arbeit verrichten. Die Mädchen sind langweilig und tratschen gerne."

Diese Antworten, die wir von Proletarierkindern lesen, sind vom häuslichen Milieu beeinflußt. Proletarierkinder werden schon sehr früh auf wirtschaftliche Fragen aufmerksam gemacht. Sie erkennen sehr bald, welcher Elternteil als der

wirtschaftlich starke auch sonst die Hauptrolle in der Familie spielt. So ist die Einstellung zu ihrer Geschlechtsrolle leicht verständlich. Es ist nicht außer acht zu lassen, daß die Erziehung in unseren Horten und Heimen das Verhältnis der Geschlechter zueinander in gute Bahnen lenkt. Die Mädchen werden nie zurückgestellt. Bei Gemeinschaftsspielen sind sie mit den Jungen vereint. Turnen und Ballspielen wird bei Mädchen und Jungen gleich geübt. Erzieher und Helfer unserer Bewegung sind immer bedacht, den Verkehr von Jungen und Mädchen den neuen Erziehungsideen gemäß zu gestalten.

---

# Erziehungsberatung und Schule

Von Dr. LEONHARD SEIF (München)

Familie, Schule, Horte, Jugendheime, Gefängnisleiter und Gesellschaft klagen gleichermaßen über die Verwahrlosung der Jugend; die allgemeine Unzufriedenheit mit dem Erfolge beweist, wieviel die zahlreichen Rezepte wert sind, die zur Besserung versucht werden. So frißt die Sorge weiter. Allenthalben zeigt sich der Mangel einer richtigen Orientierung. Gesellschaft und Erzieher sind geneigt, bald die Verhältnisse, bald Vererbung und Begabungsmangel anzuklagen, die Hauptlast der „Schuld“ aber von sich ab und auf die Schultern des Schwachen, des Kindes, zu wälzen.

Wie aber verhält es sich in Wirklichkeit mit dem Problem des schwer erziehbaren, nervösen und verwahrlosten Kindes? Und wie ist abzuhelfen?

Findet das Kind in der Familie günstige Bedingungen, Liebe und jene Förderung, die sein Gemeinschaftsgefühl und damit die wichtigste Voraussetzung für alle Erziehungseinflüsse, nämlich sein Vertrauen und seine Empfänglichkeit, weckt und die Entwicklung seiner Fähigkeiten unter schrittweiser, durch Ermunterungen unterstützter Überwindung von Schwierigkeiten zu wachsender Leistungslust, Selbsthilfe und Mithilfe hinlenken hilft, so wird alles gut gehen. Sein Unsicherheitsgefühl wird keine bedrohlichen Formen annehmen, sein Geltungsstreben einmünden in die soziale Mitarbeit.

Dies ist der günstigste Fall. In der Wirklichkeit ist es leider oft anders.

Herrschsüchtige Väter und Mütter, schlechte Elternehe, Herabsetzung der Frau und des weiblichen Geschlechtes, drückende wirtschaftliche Not, Verzärtelung, grobe, lieblose Erziehung, organische Schwächen und Erkrankungen verleiten leicht das dem Irrtum stärker noch als der Erwachsene unterworfene Kind zu einer Steigerung seines Unsicherheitsgefühls, zu schwerer Entmutigung und seines Geltungsstrebens, das sich richtige Leistungen nicht mehr zutraut, zu jenem grenzenlosen Habenwollen, das auf dieser Erde, die ihre Güter nur der zähen Arbeit aushändigt, keine Befriedigung mehr finden kann. Bleibt für den so Entmutigten nur mehr die Jagd nach dem Schein der Geltung, das Abbiegen vom geraden Weg der Arbeit und Gemeinschaft auf die mehr oder minder gemeinschaftfeindlichen Seitenwege der Neurose und Verwahrlosung mit der für Kind und Familie peinlichen Folge einer schlechten Entwicklung: Überempfindlichkeit, Ängstlichkeit, Schüchternheit, Unterwürfigkeit, Feigheit, Träumerei, Anfälligkeit, Unselbständigkeit oder Unverträglichkeit, Reizbarkeit, passiver Widerstand, Trotz, Jähzorn, im Falle der Verwahrlosung noch besonders List, Schlauheit, Geheimniskrämerei, Grausamkeit, Neigung zu Prahlerei, Lügen, Stehlen, sexuellen Unarten (auch Prostitution), Faulheit, Schulschwänzen, vor allem aber zur Isolierung usw., all dies kennzeichnet die schlechte Lebensmethode des in die Irre gegangenen Geltungsstrebens solcher entmutigter Kinder. Die gewöhnlich selbst entmutigten Eltern konnten zwar dem Kinde in die Entmutigung hineinhelfen, aber nicht mehr heraus, verschlechtern meist nur durch Peitsche oder Zuckerbrot die Situation.

So kommt das Kind schon schlecht vorbereitet in die Schule und harrt dort des kundigen Erziehers, der es mit dem Leben aussöhnt und seinen Aufgaben und der Gemeinschaft zurückgewinnt. Nur selten, zumal bei den schwierigeren Fällen, verfügt der Lehrer über die hier nötige Orientierung. Und so geht die Not weiter. Und doch fällt gerade der Schule, die das Kind so viele Jahre in Obhut hat und dem Erziehungswerke am nächsten steht, die gewaltige und schöne Aufgabe zu, hier rettend und helfend einzugreifen. Der Lehrer wird so zum Treuhänder, das kostbarste Volksgut, die Jugend, zinsbringend zu verwalten und zu fördern. Dazu aber bedarf er der Vorbereitung, der Einführung in die Lehren der Individualpsychologie.

An dieser Stelle setzen die Erziehungsberatungsstellen ein. Sie dienen der Vorbereitung aller Erziehungsbeflissenen, in erster Linie der Lehrer und Hortleiter, aber auch der Eltern, Ärzte und Richter. Denn nur ihrer Zusammenarbeit kann das gemeinsame Werk gelingen: das Bilden und Heilen des Kindes, vor allem die Verhütung und Behebung der Neurose und der Verwahrlosung, jener schweren Schädigung für Kind und Gemeinschaft. Schon viele Orte besitzen solche Erziehungsberatungsstellen: Wien, München, Dresden, Berlin, Frankfurt, Nürnberg, Haag (Holland), Prag usw. Doch bedarf es ihrer noch viel, viel mehr, um auch nur dem dringendsten Bedürfnis einigermaßen gerecht zu werden. Und bedarf es ihrer so lange, bis sie durch die Schulung der Ärzte, Lehrer und ihrer Hilfskräfte die Änderung der Gesellschaft und die Beseitigung der Neurose und Verwahrlosung überflüssig geworden sind.

Die Erziehungsberatungsstellen arbeiten meist öffentlich. Das hat den Vorteil, daß das Kind den Zusammenhang seiner Schwierigkeiten mit der Gemeinschaft, in der es doch auch in der Familie, auf der Straße, in der Schule überall drinnen steht, besser verstehen lernt. Damit wird zugleich der Anfang der Beseitigung seiner Isolierung gemacht, seiner Rückführung in die Gemeinschaft, die dem Kinde vertrauensvoll und ermutigend die Hand zur gemeinsamen Arbeit reicht. Der äußere Vorgang der Beratung spielt sich ungefähr folgendermaßen ab: Zuerst trägt, meist der Lehrer oder ein Mitarbeiter der Erziehungsgemeinschaft — ohne Beisein des Kindes — unter freier Benützung des individualpsychologischen Fragebogens den Fall vor, dann folgt die Beratung des Kindes, darauf die der Angehörigen, zuletzt die gemeinsame Besprechung des Falles mit der Erziehungsarbeitsgemeinschaft.

Die Beratung des Kindes erfordert (natürlich unter Beiseitesetzung alles Moralisierens) liebevolle Geduld und die freundliche, taktvolle, ruhige und sachliche Besprechung seiner Schwierigkeiten und der Zusammenhänge dieser Schwierigkeiten mit den Punkten, an denen seine Entmutigung und sein Ausbiegen einsetzte. Seine Schwierigkeiten und Fehler sind ihm als wenn auch begreifliche, so doch nicht als berechtigte Irrtümer darzustellen. Dazu kommt die Beratung des Änderungsweges, vor allem aber die Anerkennung seiner positiven Leistungen und die Ermutigung zu ihrer Verbesserung. Wichtig ist es, das Kind zu beruhigen und aufzurichten aus seinem Selbstzweifel über seine Begabung („was andere können, kannst du ungefähr auch, wenn du dir dieselbe Mühe gibst") und es gegen Rückschläge zu wappnen („nur nicht den Kopf verlieren, wenn es gelegentlich einmal weniger gut geht! Mut und Ausdauer schaffen es."). Freundlicher, versöhnender Aufklärung bedarf es über die Schwierigkeiten mit den Angehörigen und ihre Überwindung („hast du es den Eltern nicht oft auch schwer gemacht? Hatten sie nicht manchmal auch recht? Sie lieben dich gewiß, wenn du zu ihnen gut bist und ihnen hilfst usw."). Besondere Aufmerksamkeit benötigt die Erziehung zur Selbständigkeit („sich alles schenken lassen, die anderen immer mit sich beschäftigen, für sich denken, reden, handeln lassen, hat keinen Wert. Probiere

es selbst, du wirst es immer besser fertigbringen, kannst dir einmal im Leben selbst helfen und hast all den Unsinn nicht mehr nötig, den du machtest und der dich doch nicht befriedigte; den du kannst ja jetzt etwas Besseres").

Die Beratung der Eltern betrifft besonders die Abstellung der Erziehungsfehler (manchmal nicht ganz leicht), der Strafen, des Zwanges, der Vorwürfe, alles Erziehungsübermaßes und vor allem der Hervorkehrung der elterlichen Respektsperson, dagegen aber die Ermutigung der oft selbst schwer entmutigten Eltern und ihre Gewinnung für die vertrauensvolle Haltung gegenüber dem Kinde. Eltern wie Lehrern ist die irrtümliche Auffassung der Bedeutung von Vererbung und Begabung hervorzuheben, deren nicht aufrecht zu erhaltender Pessimismus sich wie Mehltau auf alle Hoffnungen und Anstrengungen des Kindes und der Erzieher legt und anderseits zum Schlummerkissen aller Verantwortungsscheu wird. Mißerfolge in der Schule, einer der häufigsten Ausgangspunkte der Verwahrlosung, müssen möglichst verhütet werden. Die Schule muß es dahin bringen, daß kein Kind den Mut verliert, sondern den Glauben gewinnt, daß es mit Tatkraft, Fleiß und Unerschrockenheit Aufgaben lösen kann, die es sich bisher nicht zutraute.

Nun darf man aber nicht denken, daß das Erziehungsübel mit einem Schlage behoben wird. Schon Pestalozzi sagt ungefähr: „Wenn du dich unterfängst, ein verwahrlostes Kind aus seinen Schwierigkeiten herauszuholen, mußt du dich darauf gefaßt machen, daß es sich mit seiner ganzen Kraft dir widersetzt." Warum? Das Kind hat den Glauben an die Liebe, Selbstlosigkeit und Zuverlässigkeit der Menschen verloren, es glaubt sich in einer Feindeswelt. Darum bedarf es vieler Geduld, man muß auf Rückschläge gefaßt sein, die mit der Besserung der Leistung, der Beziehungen zur Umwelt und damit auch der Hebung des Selbstvertrauens und Mutes immer mehr verschwinden. Schwerste Fälle verlangen die Entfernung aus der Familie und Schule und Unterbringung in individualpsychologisch geleiteten Kinderheimen, die heute erst in kleinen, wenn auch verheißungsvollen Anfängen existieren (Frau Dr. Horowitz und Dr. Friedmann in Wien, Direktor Weißkopf und Fräulein Nacken in München). Hier harrt des Staates und der Gemeinden eine wichtige Aufgabe, deren Erziehungsarbeit der Zusammenarbeit von Lehrer und Arzt zufällt.

So sind die Erziehungsberatungsstellen, hervorgegangen aus den psychotherapeutischen und pädagogischen Bedürfnissen des Arztes, bestimmt, durch eine vertiefte „Menschenkunde und Menschenkunst" (Novalis) Licht und Hilfe zu bringen dem Kinde, dem abnormen nicht nur, sondern auch dem normalen, und ebenso dem Erzieher, damit er nicht länger blinder Blindenführer sein muß.

Erst aus diesem Gesichtspunkte kann die Schule sich zu dem entfalten, was ihr in Wahrheit, wenn auch oft sehr verschüttet, zugrunde lag: Erziehungsschule und damit Führerin im Aufbau einer wahren Lebensgemeinschaft.

# Mitteilungen aus Erziehungsberatungsstellen

## I. Erziehungsberatungsstelle

Leiter: Dr. ALFRED ADLER

1. Vierzehnjähriges, kleines Mädchen, das sich unberechtigterweise für auffallend schön hält, seit dem dritten Jahre die größte Filmschauspielerin werden will, ihre Mutter bedrängt, sie möge ihr Bild in die Zeitungen bringen. In der Schule mangelhafte Fortschritte, zänkisch, herrschsüchtig. Hat frühzeitig den Vater verloren. Die zweite von drei Schwestern.

Starkes, auf Äußerlichkeiten drängendes Geltungsbestreben (zweite Schwester), sucht den Weg des geringsten Widerstandes, oft mit Verfälschung der Realität, durch die Phantasie. Große Gefahr bei einer Niederlage.

Beratung: Kein brüskes Ablehnen ihrer Berufswahl, aber vorsichtiges Hinlenken auf die (freilich nicht unüberwindlichen) Schwierigkeiten, Hinweis auf die Bedeutung der Arbeit und des Studiums im Schauspielerberuf und auf die geringere Rolle der Schönheit. Aufforderung unter Hinweis auf die Notwendigkeit einer höheren Bildung beim Schauspielerberuf zur Fortsetzung des Lernens und dringende Empfehlung, falls in drei Jahren noch immer die Absicht, zum Film zu gehen, besteht, eine gute Schauspielschule zu besuchen.

2. Vierzehnjähriges, gut entwickeltes Mädchen, über die geklagt wird, daß sie mit Jungen und Mädchen sich herumtreibe, daß sie spät nach Hause komme; auch in der Schule mangelhafte Leistungen. Benimmt sich so, als ob sie mehr wäre wie die Schulkolleginnen. Vater — zänkisch, pessimistisch — fürchtet, das Mädchen werde nicht mehr in die Schule gehen wollen.

Da die Leistungen in der Schule dürftig sind, sucht sie Eigenbefriedigungen auf gesellschaftlichem Wege und versucht, die Schule auszuschalten. Infolgedessen auch stärkeres Streben nach der erotischen Seite.

Notwendigkeit einer besseren Fundierung in der Schule und ermutigenden Hinweis auf die Notwendigkeit einer besseren Bildung auch für alle anderen Lebensbeziehungen.

3. Dreizehnjähriger Junge, 2. Bürgerschulklasse: Arbeitet gar nichts, ist aber sehr zufrieden mit sich und seinen Leistungen; belästigt die Lehrer ständig durch Fragen und Anbieten von unbrauchbaren Gegenständen. Zu Mädchen roh und zudringlich. Ständige Feindschaft mit den Eltern, nach jedem Streit Bettnässen. Muskelzuckungen im Gesicht. Sehr ängstlich, sehr unruhig, klein, schmächtig. Durch allzu energische Mutter entmutigt, jeder Entschlußkraft beraubt. Lehrer veranlaßt ihn mit Erfolg, sich im Turnen auszubilden. Seither kleine Besserung. Aufklärung des Jungen und seiner Eltern in betreff der schlechtwirkenden Situation.

4. Fünfzehnjähriges Mädchen, 3. Bürgerschulklasse. Schulerfolg normal bis zum Selbstmord des Vaters im vorigen Jahre. Von da an rapide Verschlimmerung, tut nicht mehr mit. Bestürmt Lehrerin mit Briefen, die Selbstmordabsichten enthalten. („Ich" immer groß geschrieben.) Droht, bei Verständigung der Familie den Selbstmord sofort auszuführen. Starke Verachtungstendenz gegen Umgebung, besonders gegen den Bruder, der mit ihrer Freundin flirtet. Fühlt sich von Vater und Bruder verlassen, herabgesetzt. Versucht, diese Einbuße wettzumachen, indem sie Lehrerin beherrscht und in Schrecken erhält.

5. Mädchen von 9 Jahren, 3. Förderklasse. Kräftig, hübsch, gut gehalten. Knochentuberkulose, leichtes Hinken. Wut- und Zerstörungsanfälle von höchster Intensität. So jähzornig seit dem Aufenthalt in einer Kolonie, wo sie, da sie durch Unachtsamkeit eine Kameradin in das Wasser gestoßen hatte, durch Ausschluß von gemeinsamen Spaziergängen bestraft worden war. Fühlt sich weiterhin ausgeschlossen, wünscht anderen körperlichen Schaden, sucht sich für ihre „Minderwertigkeit" zu rächen. Wird entsprechend aufgeklärt.

6. Mädchen von 10 Jahren, 4. Volksschulklasse. Sehr schwach und elend, sieht aus wie ein sechsjähriges Kind. Hatte mit sechs Jahren schon Grippe, als Kind Fraisen. Daher ständig Gegenstand der Aufmerksamkeit. Sucht auch weiterhin durch schlechtes Essen, schlechtes Aussehen, durch Angst und durch Schreien bei Nacht die stärkste Aufmerksamkeit zu erzwingen. Gibt auf Befragen zu, das Schreien auch bei Tag als Mittel gebraucht zu haben, um Mutter festzuhalten.

7. $14^{1}/_{2}$jähriges Mädchen, besucht die Bürgerschule, stört den Unterricht durch ständiges Fragen, stiftet Unfrieden in der Klasse, verwechselt Worte, zittert, gibt auf Befragen zu, daß ihr Zittern eigentlich Ausflucht vor Leistungen sei, gibt es auch nach einer Aussprache auf. Mutter ist in hochgradiger, ständiger Erregung und leidet an Platzangst. Vater streng. Sichtlich zu starker Anschluß an die Mutter, daher ängstlich und bei Toleranz der anderen vordringlich. Belehrung.

8. I. St., 13 Jahre, 2. Bürgerschulklasse. Klage: Schlechte Rechnerin, steht vor dem Durchfall, fängt vieles mit Feuereifer an, um es bald wieder fallen zu lassen, neigt zu Prahlerei und richtet Tratschereien an. Trotzig.

Aus ihrer Persönlichkeit hervorzuheben: Redegewandt, macht gute Aufsätze, hat Führerneigung und -fähigkeit, ist bei Tadel niedergebrochen, bei Lob maßlos angeeifert. Beginnende Neigung, die Schule zu schwänzen.

Vorgeschichte: Stammt aus einer Familie, die bessere Tage gesehen hat. Liebling des Vaters; schlechte Ehe. Hat bis zu $2^{1}/_{2}$ Jahren nicht sprechen können (s. o. gute Rednerin). Hat wahllos alles in den Mund gesteckt (Mundmensch).

Wichtigster Gesichtspunkt: Teilweise (für die Schule) entmutigte Kämpfernatur, die nach Anerkennung dürstet. Aus manchen Details ersichtliche Entwicklungslinie für den Schauspielerberuf. Erfährt sie eine offensichtliche Niederlage in der Schule (Durchfall), so wird sie noch stärker entmutigt und noch mehr ausweichen. Ein Hinweis darauf, daß sie im Rechnen sicher auch mitkommen kann, dringend. Ebenso (demnach knapp vor Schulschluß), daß man sie in die nächste Klasse nehme, weil man dessen sicher sei. (Dabei Nachhilfe während der Ferien.) Der Einwand, die anderen Schülerinnen könnten dieses Vorgehen als ungerechtfertigte Benachteiligung ansehen, gibt eine Anleitung, den Mitschülern den Sachverhalt ebenfalls klarzu-

machen und ihnen als ihre Pflicht zu zeigen, daß sie irrenden Kameraden beistehen müßten.

9. Junge von 13½ Jahren, freiwillig wegen Versagens aus dem Gymnasium ausgetreten, jetzt Bürgerschule. Arbeitet gut, solange die Aufmerksamkeit des Lehrers ihm folgt. Tut nicht mehr mit, wird trotzig, boshaft, wenn man aufhört, sich mit ihm zu beschäftigen. Biedert sich den Kameraden aufdringlich an, prahlt, zeigt bei Abweisung Haß und Zorn. Wurde von einem älteren Mann mißbraucht und dafür bezahlt. Sichtlich durch Mutter verzärtelt. Großer Ehrgeiz. Kann er sich nicht durch Leistungen hervortun, dann eben durch Verwahrlosung. Es wird ihm nahegelegt, sich das Bluffen abzugewöhnen und mehr Ausdauer an die tatsächliche Leistung zu wenden. Sein jetziges Verhalten zeigt, daß er nichts von sich halte. Im gleichen ermunternden Sinn wird auf den Vater eingewirkt, insbesondere dahin, daß der Junge sein Ziel, Bauingenieur zu werden, erreichen kann.

## II. Erziehungsberatungsstelle

Leiter: Dr. med. HUGO LUKACS — Schriftführer: SUSANNE SCHALIT

1. R. G. Vierzehnjähriger Knabe. Flüchtlingskind. Zwei Jahre zu spät in die Schule gekommen, gleichzeitig mit seiner um zwei Jahre jüngeren Schwester. Die Schwester besucht das Gymnasium, soll studieren, wird zu Hause verwöhnt. Der Junge hat von Anfang an schlecht gelernt, fühlt sich zurückgesetzt, weil er schwerfälliger, häßlicher und schlecher gekleidet ist als die Schwester, mußte eine Klasse wiederholen, besucht nur Bürgerschule. Vater prügelt ihn, Mutter macht ihm Vorwürfe.

2. M. E. Zehnjähriges Mädchen. Hat eine Schwester von vierzehn und eine von sechs Jahren. War ein gutes Kind, bis die Schwester kam, jetzt trotzig und schlimm zu Hause. Als ihre Schwester geboren wurde, hat sie sehr geweint. Später hat sie die Mutterrolle der kleinen Schwester gegenüber an sich gerissen, sorgt für sie, spielt mit ihr, geht mit ihr spazieren, streitet dagegen mit der älteren Schwester und den Kindern.

3. H. H. Dreizehnjähriger Junge. Strenger Stiefvater, dem das Kind lästig ist. Hat früher gut gelernt, besucht seit vier Jahren keine Schule mehr, wird immer nach einigen Wochen wegen Hemmungslosigkeit ausgeschlossen. War dreimal im Irrenhaus. Die wohlmeinende Mutter, die ihn als Jüngsten nach dem Tod des Vaters verwöhnt hat, prügelt ihn viel, weil sie sich keinen anderen Rat weiß.

4. F. B. Sechsjähriger Junge. Rachitisch, schielt. Will nicht essen, unfolgsam, rauft mit seiner acht Jahre alten Schwester. Die Mutter ist gestorben. Eine Tante und der Vater verwöhnen das schwächliche Kind.

5. G. S. Vierjähriges Mädchen. Mutter tot. Bis zum zweiten Jahr von der Großmutter verwöhnt. Mit zwei Jahren nimmt sie der Vater, der wieder geheiratet hat, nach Hause. Die sehr gute Stiefmutter verwöhnt sie nicht so sehr, hat auch seit einem Jahr ein eigenes Kind. G. weint den ganzen Tag, will nicht spielen. Nach Aussage der Mutter uriniert sie vierzigmal bei Tag und weckt die Mutter ein paarmal bei Nacht.

6. F. W. Fünfjähriger Junge. Rachitisch. Ist im Kindergarten brav, zu Hause sehr schlimm. War brav, bis seine kleine, um drei Jahre jüngere Schwester ankam.

7. G. L. Sechsjähriges Mädchen. Einziges Kind, vom Vater verwöhnt. War zu Hause immer allein, hat nie gelernt, mit Menschen umzugehen. In der Schule lernt sie schlecht, ist unverträglich und zwickt die Kinder.

8. R. S. Achtzehnjähriger Lehrling. Kommt vom Land aus schlechten Verhältnissen. Es geht ihm in der Lehre nicht besonders gut, die Meisterin ist schlecht auf ihn zu sprechen. Keine Familie, keine Freunde in Wien, nur eine Schwester, Dienstmädchen, ebenfalls unausgeglichen. Erwacht jede Nacht mit Alpdrücken, glaubt die Meisterin sei eine Hexe, die bei Nacht durchs Schlüsselloch zu ihm in die Kammer komme. Hat ausgesprochene Verfolgungswahnideen.

9. H. W. Zweijähriger Junge. Rachitisch. Einziges, spätgeborenes, verwöhntes Kind. Zornig, beißt alle Kinder, rauft, zerschlägt alles, Bettnässer, ißt und schläft wenig, quält die Mutter den ganzen Tag.

10. W. T. Fünfzehnjähriger Junge. Einziger Sohn eines Fleischhauers, der wünscht, daß der Sohn das väterliche Geschäft übernehme. W. steht in der Früh nicht auf, trotzig, will nicht arbeiten. Er ist ein großer, hübscher Junge, spielt gut Klavier und will zum Theater.

11. M. K. Fünfzehnjähriges Mädchen. Von zwölf Kindern ist sie die zehnte. Acht Kinder sind wieder gestorben. Begreift schwer, in jeder Klasse sitzen geblieben, hat Scharlach, Diphtheritis, Fraisen gehabt, Bettnässer, Linkshänder. Sehr lebhaft, redet viel.

12. H. H. Sechzehnjähriger Junge. Hat zwei jüngere Schwestern. Jähzornig, schafft daheim an. Mutter streng, pedantisch. Vater geisteskrank. H. will die Tischlerei seines Vaters nicht übernehmen, will in ein elegantes Geschäft eintreten, den großen Herrn spielen, möchte am liebsten Flieger werden, aber arbeiten und Schlosserei

lernen will er nicht, weil man sich dabei schmutzig macht.

13. A. R. Dreizehnjähriger Junge. Hat eine Schwester von elf Jahren, gegen die er nicht aufkommt. A. hat in der Schule versagt, hat angefangen zu lügen, um Strafen zu vermeiden, hat beim Kaufmann Schulden gemacht für Näschereien, wurde schließlich in ein Internat gebracht, wo er sitzen bleiben und wegen seines störrischen Betragens ausgeschlossen werden soll.

14. M. E. Achtjähriges Mädchen. Einziges Kind, war immer allein, bekommt zu Hause alles, was es will, lernt schlecht in der Schule, schlampig, lügt, schneidet Gesichter, um vom Lehrer beachtet zu werden; stiehlt Kleinigkeiten, um sie anderen Kindern zu schenken, verschenkt auch ihre eigenen Sachen, weil sie nicht gelernt hat, die Freundschaft anderer Menschen zu erwecken.

15. G. G. Zwölfjähriger Junge. Spätgeborenes Kind, schmutzig, schlampig, quält Tiere, lügt, kann nicht in Sätzen denken. (Imbezill.) Vielleicht zum Gärtner geeignet.

16. L. P. Neunjähriger Junge. Einziger Sohn, der Vater ist Trinker, die Mutter tagsüber in Arbeit, das Kind auf der Straße. L. besucht die Hilfsschule, schwerhörig, stiehlt, hat wenig Einsicht und tut alles, was andere Kinder von ihm verlangen. Leicht schwachsinnig.

17. V. G. Sechsjähriges Mädchen. Einziges Kind, Vater tot. Der Stiefvater ist zu nachsichtig zu ihr. Verwöhntes, trotziges Kind. Verweigert das Essen und die Stuhlentleerung, verweigert in der Schule das Schreiben. Hübsches, eitles Kind, das immer mit der Mutter beisammen ist. Das Kind ist im übrigen höflich und liebenswürdig.

18. H. S. Elfjähriger Junge. Von sechs Geschwistern das vierte, und zwar kommt er nach vier Mädchen. Vom Vater verwöhnt, der etwas Besonderes von ihm erwartet. H. wird trotzig, frech, anmaßend, ist aber ein guter Schüler. Der Vater ist ein Haustyrann und Nörgler, kehrt sich nun gegen den Sohn, gibt ihm nie ein gutes Wort, prophezeit ihm, daß er ein Dieb und Gauner werde. Die Mutter ist eine weinerliche, ewig unglückliche Frau, die mit der Hauswirtschaft beschäftigt ist.

19. M. D. Achtjähriges Mädchen. Waise. Der Pflegevater ist Schuster, ein kleiner, buckliger, geistig und körperlich verkümmerter Mensch, aber gutmütig und sauber. Er und seine Frau haben zwei Kinder in Pflege. Das Kind ist blaß und zart, lernt schwer, sonst brav, still, verschlossen, ohne Interessen, weiß sehr wenig, darf nie vom Hause fort, damit es nichts Schlechtes lernt.

20. V. W. Sechzehnjähriger Junge. Hat durch einen Unfall den linken Arm verloren. Mutter verwöhnt ihn, einziger Sohn, etwas verwildert, Fußballspieler und Eisläufer trotz seines Gebrechens. Ist aus der Schule ausgetreten und will nicht mehr lernen.

## III. Erziehungsberatungsstelle

Leiter: Dr. med. HESS und ARTUR LEHRER

Die achtjährige Marie Pf.... wird uns durch Frl. Lehrerin Rinnböck wegen Naschhaftigkeit, Protzentum und sonstige Unarten eingebracht.

Klein, etwas schwächlich. Dr. Heß konstatiert überstandene Rachitis.

Wurde mit neun Monaten adoptiert. Ihre Mutter, eine alleinstehende, ängstliche, um das Kind stets bemühte Frau, hat Marie als Einzige verzärtelt. Aus dieser Position heraus versucht Marie mit aller Intensität stets die „Erste“, die Führende zu sein. Gelingt es ihr nicht, dann wartet sie trotzig auf eine sich bietende Gelegenheit, um wieder ihr Prestige zu ergreifen. Durch ihr Raffinement versteht sie auf treffliche Weise ihrer Mutter Geld zu entlocken, mit dem sie Süßigkeiten und Schulrequisiten kaufend, sich die Gunst und die Anerkennung ihrer Lehrerin und Mitschülerinnen zu erwerben versucht, indem sie alles unter sie aufteilt. Sie gefällt sich in den neuen Kleidern und Schuhen, die ihr die Mutter, mehr als nötig, um schwer verdientes Geld besorgt. Sie brüstet sich, was das alles kostet, und macht immer mehr und leicht erreichbare Schleichwege kundig, um sich Aufmerksamkeit zu sichern — bloß weil sie glaubt, daß man sie sonst nicht bemerken würde — daß sie zu wenig geliebt sei, usw.

Will sie die Aufmerksamkeit ihrer Mutter auf sich lenken, so macht sie es so, indem sie ankündigt: „Ich krieg' jetzt an Spreck!“ (verrückter Zustand), und zitiert durch Herumspringen, Schreien und Purzelbäumeschlagen die in Angst geratene Mutter herbei.

Diese arme Frau suchte nun unseren Rat.

Wir konnten ihr empfehlen, derartige Unarten gar nicht zu beachten, das Benehmen des Mädchens, falls es sich wieder einstellt, ganz einfach nicht zu akzeptieren, sich dem Kinde dann aufklärend zuzuwenden und durch liebevolles Aufdecken des Irrtums das „Toben“ abzulenken.

Wir sicherten dem Mädchen, das da glaubt, verlorenzugehen, die Liebe und Anerkennung ihrer Lehrerin und Mitschülerinnen zu, auch dann, wenn sie die unartigen Kunstgriffe nicht mehr anwendet, da sie durch

artiges Benehmen auch beweisen kann, daß „sie da ist“.

Nachdem wir dem Kinde genug Mut gemacht zu haben glaubten, erklärten wir ihr, daß sie später im Leben doch auch nicht mit Zuckerln die Anerkennung der Mitmenschen wird erkaufen können.

Hocherfreut meldeten Frl. Rinnböck und die Mutter des Mädchens eine günstige Wendung im Verhalten Mariechens in den ersten Tagen nach der ersten Beratung.

Wir hoffen, durch weitere Behandlung unserer kleinen Patientin sie wieder auf die gefahrlose Ebene bringen zu können.

## IV. Erziehungsberatungsstelle

Leiter: Dozent Dr. RUDOLF ALLERS

Siebenjähriges Mädchen, auffällig durch ununterbrochene Unruhe in der Schule, zeitweise die Umgebung störende Angewohnheiten zu Hause, wodurch unaufhörlich Ermahnungen notwendig werden. Wird in der Schule mit den Arbeiten nicht fertig, weil sie viel Zeit mit Herumwetzen, Wackeln usw. vertut. Ein dreijähriger Bruder. Bis zu dessen Geburt in einer größeren Familie aufgewachsen, war dort Mittelpunkt. Durch Übersiedlung und den Bruder aus ihrer Zentralstellung verdrängt, versucht sie, durch Unarten Beachtung zu erzwingen. Mutter einsichtig, Vater streng und zu harten Strafen geneigt.

Beratung: Mutter und Lehrerin im Sinne der Nichtbeachtung angewiesen. Prognose gut, da ausgesprochenes Gemeinschaftsgefühl mit den Kameradinnen besteht.

## V. Erziehungsberatungsstelle München

Leiter: Dr. LEONHARD SEIF — Schriftführer: SOPHIE FREUDENBERG

1. Lotte N., 15¾ Jahre. Lotte hatte bei der Geburt die Mutter verloren. Sie wuchs im wesentlichen in der Obhut von Hausdamen auf, die mit Verwöhnung und Strenge wechselten, und die Kinder, den vier Jahre älteren Bruder und das Mädchen, gegeneinander ausspielten. Lotte hatte nie jemandem vertrauen gelernt; oft zu Unrecht und wegen Kleinigkeiten getadelt, durch eine schwere Minderwertigkeit der Atmungsorgane noch vollends entmutigt, kam sie dazu, durch ihre „Schlechtigkeit“ eine Rolle spielen zu wollen. Als sie, zwölfjährig, eine Stiefmutter und „brave“ Stiefschwester erhielt, bog sie mit Lügen, Stehlen, plötzlichem Versagen in der Schule, sexuellen Abirrungen ganz zur Verwahrlosung ab. Durch ihre eigentümliche, an moralische Selbstpreisgabe grenzende Art von ihren Fehlern zu sprechen, zeigte sie selbst den Weg an, auf dem ihr geholfen werden mußte. Sie brauchte Menschen, die an sie glaubten und ihr Verhalten als das keinen Preis scheuende Geltungsstreben eines mutlosen, eitlen Menschen ihr und sich verständlich machen konnten. In einem Kinderheim, wo sie sich tadellos führt und im Hause Tüchtiges leistet, fand sie freundliche Anerkennung. Da auch die Eltern ihr nun statt Verzweiflung Zutrauen erweisen, ist sie im Begriff, den Glauben an sich und damit den Mut zu positiver Leistung zu finden.

2. Elsa B., 17 Jahre. Elsa ist von Geburt an verkrüppelt. (Little.) Erst mit sechs Jahren konnte sie nach einer Operation überhaupt laufen, blieb aber auch dann schwer behindert. Sie ist unehelich, wurde von der selbst verbitterten Mutter nicht geliebt und in der Pflegeanstalt als „Kostkind“ schlecht behandelt, ja sexuell mißbraucht. Elfjährig kam sie in eine Krüppelanstalt, wo sie als geistig minderwertig galt und die größten Erziehungsschwierigkeiten machte. Völlig an sich verzweifelt und von dem Gefühl des Ungeliebt- und Verkürztseins durchdrungen, mußte sie ihre Umgebung dauernd mit sich beschäftigen. Die Mutter wollte die Sechzehnjährige für lebenslänglich in eine Anstalt für Bresthafte geben. — Statt dessen kam Elsa, nachdrücklich über ihren Geisteszustand beruhigt, in dem Bewußtsein, neugewonnene treue Freunde zu haben, in ein ländliches Heim, wo sie mit viel Ermutigung, Humor und gutem Beispiel zu dem Gefühl, auch etwas leisten zu können, und zur Freude an der Arbeit erzogen wurde. Heute, nach 5/4 Jahren, ist sie, die sich früher selbst als „halbes Tier“ empfand, ein fröhlicher, verträglicher, hilfsbereiter Mensch, der klar und selbständig an der immer besseren Überwindung seiner Schwierigkeiten arbeitet und einer vollberuflichen Ausbildung im Nähen, der einzig — und auch noch erschwert — ihr verbliebenen Erwerbsmöglichkeit, zugeführt werden soll.

3. Karl M., 11 Jahre. Karl wuchs als einziges Kind bei der sehr nervösen Mutter und einer alten Großtante auf, verwöhnt, verzärtelt und übererzogen. Keinen Augenblick ließ man den Jungen mit guten Ermahnungen und Warnungen in Ruhe, mit dem Erfolg, daß er nun auf nichts mehr reagiert, sich gegen den leisesten Zwang auflehnt, soweit seine Feigheit dies ihm erlaubt, und immer das Gegenteil tut von dem, was er soll. Der elfjährige Junge brachte durch fortgesetztes Hosennässen (nur bei Tag) seine Mutter zur Verzweiflung und isolierte sich in der Schule.

Er aß nicht, ließ sich die Hände nicht waschen und beschneiden („ich bin ja doch ein Dreckschwein“); die Schularbeiten machte er erst morgens, wozu er mühsam geweckt werden mußte. Seit die Mutter nicht mehr dauernd schimpft und ermahnt, geht es mit Karl zusehends besser. Das Hosennässen ist fast verschwunden und die Kindereien beim Essen, Waschen, Lernen verlieren an Reiz, seit sie ihren Zweck, die Mutter in Aufregung zu bringen, verfehlen. Dem Lehrer fällt die schwere Aufgabe zu, den fast bis zum Zynismus entmutigten Jungen — er wollte bezeichnenderweise Komiker werden — durch Ermutigung und Heranziehung zu kleinen, als Gefälligkeiten erbetenen Diensten, zur Mitarbeit und Kameradschaft in der Schule zu gewinnen.

4. Rudi M., 10 Jahre. Rudi ist das jüngste uneheliche Kind einer in steten wirtschaftlichen und persönlichen Schwierigkeiten lebenden, mutlosen Mutter. Er kam in der Schule nicht mit, störte durch anhaltendes Zappeln den Unterricht, war frech und ungehorsam. Jede Nacht erwachte er, heftig um sich tretend, aus Gespensterträumen. Er wollte Elektriker werden, „um den Leuten das Licht abzusperren, weil sie es uns so oft getan haben“. Nachdem ihm der Arzt erklärt hatte, daß seine Fußkämpfe in der Schule und im Traum den Personen und Verhältnissen seiner Umgebung gälten, die für sich freundlicher zu gestalten durchaus in seiner Macht läge, hörten die Zappeleien auf. Der Lehrer setzte ihn wieder vor, rief ihn öfter auf und lobte die schüchtern einsetzenden Fortschritte. Als ihm dann noch in wenigen Nachhilfestunden gezeigt worden war, daß seine schlechten Leistungen nicht eine Folge seiner Unbegabung, sondern seiner Ungeduld und mutlosen Nachlässigkeit waren, wuchs die Lernfreudigkeit des Jungen so, daß er nach etwa zehn Wochen mit einem bedeutend besseren Zeugnis versetzt werden konnte. Er ist zu Hause und in der Schule viel ruhiger geworden, sieht auch viel wohler aus, obwohl die häuslichen Verhältnisse nur wenig zum Guten beeinflußt werden konnten.

5. Gustl W., 7 Jahre. Gustl, ein bildhübsches, kräftiges, kluges Mädel, ist das typische „einzige Kind“. Zwei Brüderchen sind gestorben, die Kleine selbst war an Grippe, Scharlach, Lungenentzündung wiederholt schwer krank, darum ist die Mutter gar ängstlich mit ihr. Sie kommt eigentlich nur wegen Nägelbeißens, aber es zeigt sich, daß dieser Kinderfehler, der einzige, durch den sie auch in der Schule auffällt, nur ein Symptom einer nicht geringen Entmutigung ist. Gustl ist scheu, in der Schule musterhaft, zu Hause patzig, ohne Freundinnen. Sie ist auf dem Wege, ein rechter Haustyrann zu werden. Wie über Tag mit dem Nägelbeißen, so beschäftigt sie nachts die Mutter mit sich, indem sie sich immer bloßstrampelt, so daß die schwer herzleidende Frau wiederholt aufsteht, um sie zuzudecken. — Die Mutter ließ sich bereden, dem Kinde mehr Freiheit zu geben, das Nägelbeißen ganz zu übersehen, alles Nörgeln zu unterlassen und vor allem das Kind aus dem elterlichen Schlafzimmer zu entfernen, damit das Dreieck: Vater, Mutter, Kind, wenigstens nachts gelöst ist. Die Teilnahme an einem Turnkurs soll die Kleine körperlich widerstandsfähig machen und zur Kameradschaftlichkeit erziehen, worauf auch die Lehrerin, die von den Schwierigkeiten des bei ihr so braven Kindes nichts wußte, nun besonders achten will. So ist durch die Behandlung eines an sich belanglosen Fehlers diese Kleine von der drohenden Entwicklung zu einem unleidlichen, unselbständigen Egoisten fort auf eine freundlichere Bahn gebracht worden.

6. Marie E., 12½ Jahre. Die sehr schwächliche Marie kommt ganz gedrückt, mit einem alten, vergrämten Gesichtchen. Sie ist eine kleine Diebin; seit 7, 8 Monaten folgt in der Schule, zu Hause, bei Fremden ein oft raffinierter Diebstahl dem andern. Natürlich leugnet sie immer so lange als möglich und gilt als ganz verstockt und sittlich verkommen. Marie ist unehelich und wuchs bei der Großmutter auf dem Lande auf. Die Mutter konnte sie nur selten besuchen, so daß sie sich irrtümlich vor ihr nicht geliebt glaubte; über den Vater hörte sie nur Schlechtes. Mit acht Jahren kam sie in die Stadt, wo sie einen Stiefvater und -bruder vorfand und sich bei der etwas ungeduldigen Mutter und in das Stadtleben schwer eingewöhnte. Die erste Diebstahlserie setzte unmittelbar nach dem Tode der Großmutter ein, über den das Kind untröstlich war, die zweite nach kurzer Pause mit der Geburt eines gesunden Schwesterchens, durch das sich Marie vollends bei der Mutter verdrängt glaubte. Das gestohlene Geld und Gut vernaschte oder verschenkte sie. — Das Kind blühte körperlich und seelisch auf in dem Maße, als es begriff, daß sein Fehler in einem korrigierbaren Irrtum und nicht in hoffnungsloser Schlechtigkeit wurzele. Langsam wuchs ihm, unter wiederholten Rückfällen, die immer freundlich aufklärend besprochen wurden, und gleichzeitiger ermutigender Heranziehung zu kleinen Arbeiten ein Verständnis dafür, daß man Liebe nicht erkaufen könne, sondern verdienen müsse. Als sie bald darauf nach auswärts in eine Anstalt kam, war sie entschlossen, ihren Fehler aufzugeben und hat dies, soviel wir wissen, auch gehalten.

7. Willi H., 12½ Jahre. Willi fühlt sich durch eine linksseitige Kinderlähmung, die eine Verkürzung des Beines und vor allem des Armes zur Folge hatte, vor seinen acht gesunden Geschwistern benachteiligt. Außerdem hatte er als kleines Kind Krämpfe, die als eine Sucht, alles zu zerreißen, nachwirkten. Frühzeitig schwer erziehbar, wurde er einesteils sehr verwöhnt und unselbständig gehalten, anderseits viel geschlagen. In der Schule tadellos, war er zu Hause der Schrek-

ken der Mutter und Geschwister, die er mit dem Messer bedrohte, schlug, puffte, aussperrte usw. Er mäkelte am Essen, trug keine geflickten Kleider und war ganz unberechenbar. — Da die Eltern, die auswärts wohnen, nicht imstande waren, ihre Erziehungsweise wirksam umzugestalten, änderte sich Willi auch nicht und kam darum in ein Heim nach München, wo er sich anfangs glänzend einfügte. Nachdem es ihm dann durch eine Periode des Trotzens nicht gelang, sich als Benachteiligter, ungerecht Behandelter zu fühlen und Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu werden, hat er seine Wutanfälle gänzlich aufgegeben und wird, in seinen positiven Leistungen ermuntert und anerkannt, in seinen Irrtümern fröhlich kameradschaftlich zurechtgewiesen, mehr und mehr ein zufriedener Mitarbeiter und Helfer in der kleinen Heimgemeinschaft.

8. Lene F., 15 Jahre. Lene ist von klein auf im Schatten ihrer älteren Schwester gestanden, die durch körperliche Gebrechlichkeit der Mittelpunkt der Sorge in der Familie war und ein fleißiges, überall geliebtes und geachtetes Mädchen ist. Lene hält sich für hoffnungslos dumm und unfähig; sie ist so mürrisch und verschlossen, daß sie nirgends Freunde findet. In den letzten Volksschuljahren versagte sie ganz, bis sie in der Fortbildungsschule zu einer Lehrerin kam, die mit unendlicher Geduld verstand, einen Kontakt herzustellen, indem sie alles nur irgend Gute an dem Mädchen anerkannte und hervorholte. Langsam taute Lene auf und faßte ein wenig Hoffnung; ihre Leistungen besserten sich und seit auch die bewunderte Schwester sich kameradschaftlicher zu ihr stellt, fängt sie in schüchtern erwachendem Selbstvertrauen an, liebenswürdiger und zugänglicher zu werden. Dadurch ist der verhängnisvolle Zirkel, der die Mürrische in immer neue Isolierung und Entmutigung stieß, durchbrochen und kann, ausgehend von der Verbindung mit der Lehrerin, nun umgekehrt zum Guten gewendet werden.

9. Frankie S., 8 Jahre. Frankie ist in Amerika geboren. Die Mutter brachte den Vierjährigen nach Deutschland zu den Großeltern und ließ ihn, da sie sich mit den Schwiegereltern nicht vertrug, bald allein dort. Die leidende, inzwischen verstorbene Großmutter war eine „böse“ Frau, die den Enkel abwechselnd verwöhnte und schlug. Frankie wurde ein eigensinniges, reizbares Kind, rebellisch gegen jeden Zwang, zum Beispiel auch Schularbeiten und Ähnliches. Deutschland war ihm zu eng; er wollte nur groß werden, um nach Amerika zurück zu können. — Seit der Großvater, der Onkel und die Tante den Buben höflich behandeln, ihn gelegentlich bitten, statt immer zu befehlen, und alles Nörgeln unterlassen, ist er wie ausgewechselt. Er hilft gerne mit, macht seine Schularbeiten besser und fängt an, sich in dem Deutschland, in dem er sich nun selbständiger bewegen darf, wohl zu fühlen.

10. Pauli V., 7 Jahre. Die Hortleiterin brachte uns Pauli, einen netten, frischen, geweckten Jungen, aber in Schule, Hort und Haus ein Raufbold ersten Ranges. Pauli ist Kriegerwaise und hat zwei ältere Geschwister. Von 2 bis 6 Jahren war er bei dem sehr strengen Großvater auf dem Lande. Er vertrug es schlecht, daß er als einziges von den Kindern nicht hatte bei der Mutter bleiben dürfen, und fing bei der Rückkehr gleich Streit an. Die Familie verstand nicht, ihn zu gewinnen, und so wurde der Kampf auf Schule und Hort übertragen. Überall muß Pauli sich beweisen, daß er nicht willkommen, ein Störenfried ist. Es wird viel Geduld und freundlicher Nachsicht und Zusammenarbeit seitens seiner verschiedenen Erzieher bedürfen, bis der kleine Wildfang Zutrauen faßt. Würde die Mutter mit ihrer Drohung, ihn wieder fort in eine Anstalt zu geben, Ernst machen, so könnte unter Umständen das enttäuschte Kind mit völliger Verwahrlosung antworten. Interessant ist, daß mit dem Augenblick der Rückkehr des jüngeren, noch schwierigeren Bruders der bis dahin sehr jähzornige ältere „brav und vernünftig“ geworden ist.

# CHRONIK

## EINLADUNG ZUM II. INTERNATIONALEN KONGRESS FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

Entsprechend den Beschlüssen der Nürnberger Tagung findet der zweite Internationale Kongreß für Individualpsychologie von Samstag, den 5., bis Montag, den 7. September 1925, in Berlin statt. Der erste Tag soll therapeutischen und psychologischen Problemen gewidmet sein, der zweite soll die Stellung der Individualpsychologie in der Pädagogik, und der dritte ihre Beziehungen zu den übrigen Kulturgebieten zum Gegenstande haben.

Auskunft in allen Kongreßangelegenheiten erteilt die Geschäftsstelle der Berliner Ortsgruppe, Berlin-Dahlem, Falkenried 12, an die auch die Anmeldungen von Teilnehmern und Referaten zu richten sind.

=

## ORGANISATORISCHE FRAGEN:

Bei einer zwanglosen Zusammenkunft und Aussprache des Internationalen Vereines für Individualpsychologie in Salzburg am 31. Mai l. J. wurden Vorschläge bezüglich des am 5., 6. und 7. September in Berlin stattfindenden Kongresses gemacht und

an den Einberufer des Kongresses, Dr. Fritz Künkel, Berlin-Dahlem, Falkenried 12, abgesandt.

Unter den organisatorischen Fragen kamen folgende zur Sprache, deren Erörterung den Sektionen nahegelegt werden soll:

1. Wenngleich es Überzeugung der Vertreter der Individualpsychologie ist, daß ihre Anschauungen vorbehaltlos Allgemeingut werden müssen, so scheint derzeit die Situation nicht geeignet, den Zusammenhang unserer Anhänger mit der Individualpsychologie zurücktreten zu lassen. Der ungeheure Einfluß der Individualpsychologie auf alle anderen psychologischen und pädagogischen Richtungen führt öfters zu Verwaschenheit und Unklarheit individualpsychologischer Feststellungen, die durch ein schwächliches Auftreten der Individualpsychologen nicht gefördert werden dürfen. Den Anhängern wird empfohlen, in ihren künftigen Publikationen, abgesehen von kritischer Stellungnahme, ihre Zugehörigkeit schärfer zu betonen und häufiger die vorliegenden individualpsychologischen Publikationen ihres Arbeitsgebietes zu erwähnen.

2. Unpolitische und unkonfessionelle Stellung der Individualpsychologie wird von allen Seiten betont.

3. Es wird den Sektionen empfohlen, gut ausgebildeten, zur Praxis befähigten Individualpsychologen zum Schutze ihrer Rechte ein Diplom zu verleihen.

# MITTEILUNGEN DER ADMINISTRATION:

Die Bezugspreise für den laufenden **dritten Jahrgang** der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“:

**Abonnementspreis** für den ganzen Jahrgang (sechs Hefte):

Für **Österreich:** Schilling 10·—.

Für **Deutschland:** Goldmark 6·—.

Für **Ungarn:** Schilling 10·—.

Für die **Tschechoslowakei:** Kč 100·—.

Für das **übrige Ausland:** Schweizer Franken 18·— oder Dollar 3·50.

Die **Einzahlungen** sollen erfolgen:

in **Österreich** ausschließlich durch das **Postsparkassenamt;** unsere Postsparkassenkontonummer ist: 198.971;

in **Deutschland** ausschließlich auf unser **neueröffnetes Postscheckkonto Nr. 47.007, Postscheckamt München** (Grete Querfeld, München, Wiedemayerstraße 52).

Für unsere Abonnenten, die in **Österreich** oder **Deutschland** wohnen, legen wir diesem Hefte **Erlagscheine** bei.

Unsere Abnehmer im **übrigen Auslande** werden ersucht, die Beträge durch die Post, in **rekommandiertem Brief,** durch Postanweisung, Banküberweisung oder Scheck an die **Administration** (Wien, VI., Joanelligasse 6) einzusenden.

Nachdrücklichst wird gebeten, von Einzahlungen bei der **Allgemeinen Depositenbank** künftighin **unbedingt abzusehen.**

Die Bezugspreise für den kompletten I. Jahrgang dieser Zeitschrift sind: Für Österreich und Ungarn: Schilling 10·—; für Deutschland: Mk. 6·—; für das übrige Ausland: Schw. Franken 20·— oder Dollar 4·—. Der komplette II. Jahrgang kostet Schilling 15·—, beziehungsweise Mk. 9·—; für das Ausland Schw. Franken 25·— oder Dollar 5·—. **Erste und zweite Jahrgänge** der Zeitschrift sind in wenigen Exemplaren von der **Administration (Wien, VI., Joanelligasse 6)** zu beziehen.



Herausgeber und Eigentümer: Dr. Alfred Adler, Wien, I., Dominikanerbastei 10.
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6. — Druck: „Elbemühl“, Wien IX.

# Literatur der Individualpsychologie:

DR. ALFRED ADLER:

**Praxis und Theorie der Individualpsychologie.** Verlag Bergmann, München, II. Auflage, 1923.

**Praxis and Theory of Individualpsychology.** Edition Paul Kegan, London 1923.

**Über den nervösen Charakter.** Verlag Bergmann, München, III. Aufl., 1922.

**Das Problem der Homosexualität.** Verlag Ernst Reinhardt, München 1918. (Vergriffen.)

**Die andere Seite.** Eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes. Verlag Heidrich, Wien 1919.

**Studie über Minderwertigkeit von Organen.** Verlag Urban u. Schwarzenberg, Berlin-Wien 1907. (Vergriffen.)

ADLER, FURTMÜLLER und WEXBERG:

**Heilen und Bilden.** Medizinisch-pädagogische Arbeiten aus dem Gebiete der Individualpsychologie. Verlag Bergmann, München, II. Auflage, 1922.

DR. CARL FURTMÜLLER:

**Ethik und Psychoanalyse.** Verlag Ernst Reinhardt, München.

OTTO KAUS:

**Der Fall Gogol.** Ernst Reinhardt, München 1912.

PROF. F. ASNAOUROW:

**Sadismus und Masochismus in der Weltgeschichte.** Verlag Ernst Reinhardt, München.

HEDWIG SCHULHOF:

**Individualpsychologie und Frauenfrage.** Verlag E. Reinhardt, München.

**Henrik Ibsen. Der Mensch und sein Werk im Lichte der Individualpsychologie.** Verlag Erich Spiethoff, Reichenberg 1923. Preis 20 tschechische Kronen.

DR. CHRISTO DUTSCHEWITSCH:

**Nervosnija Tschowek (Der nervöse Mensch).** Erziehung und Behandlung nach der Individualpsychologie Dr. Alfred Adlers. Herausgegeben von Dr. Christo Dutschewitsch. Sofia, Niška ul. 1.

WERKE VON PROFESSOR H. MUTSCHMANN (DORPAT):

**Der andere Milton.** Kurt Schröder, Bonn und Leipzig 1920.

**Milton und das Licht.** Max Niemeyer, Halle a. d. Saale 1920.

DR. ALICE RÜHLE-GERSTEL:

**Freud und Adler. Elementare Einführung in die Psychoanalyse und Individualpsychologie.** Verlag Am anderen Ufer. Dresden (Buchholz-Friedewald) 1924.

AMTSRICHTER DR. OTTO NAEGELE:

**Richter und Jugendlicher.** Zu beziehen bei dem Verfasser, München, Kaulbachstraße 61/a, II. Preis 90 Pfennig und Porto.

**Fragebogen zum Verständnis und zur Behandlung schwer erziehbarer Kinder.** Verfaßt und erläutert vom „Internationalen Verein für Individualpsychologie". Wien 1924.

DR. ERNST KAHÁNA:

**A freudizmus után. Bevezetés Adler Alfred individualpszichologiájába.** (Jenseits des Freudismus. Einleitung [ungarisch] in die Individualpsychologie Dr. Alfred Adlers.) 1924. Buchhandlung und Verlag Wilhelm Grünfeld & Co. Braşov. Str. Portilor 64—66. Rumänien. Preis: 40 Lei.

**Sämtliche hier angeführten Werke sind durch die Administration der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" (Wien, VI., Joanelligasse Nr. 6) zu beziehen.**